This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08230381 3

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Bd. 1

NAS
Glatz

Leop. Beyer sc.

Neue

Jugend-Bibliothek;

oder

belehrende und angenehme

Unterhaltungen

für die

Jugend beyderley Geschlechtes;

zur

Bildung und Veredlung ihres Geistes und Herzens.

Von

Jakob Glatz,

k. k. Consistorial-Rathe.

Erstes Bändchen.

Wien, 1817.

Bey Heubner und Volke.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
762887 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1935 L

Vorerinnerung.

Den Hauptzweck dieſer Schrift gibt der Titel hinlänglich an, und ich habe ſie daher nur mit wenigen Bemerkungen in die Jugendwelt zu begleiten, für die ſie beſtimmt iſt. Man erwarte in derſelben kein trocknes Lehrbuch. Sie wird zwar dasjenige ausheben, was auf dem Gebiethe des Wiſſenswürdigen vorzüglich beachtungswerth iſt, und hievon den jungen Leſern und Leſerinnen eine Ueberſicht zu geben ſuchen. Auf Vollſtändigkeit thut ſie jedoch dabey Verzicht. Was ſie aber darbiethet, ſoll, nach der Abſicht des Verfaſſers, dazu geeignet ſeyn, die Wißbegierde der Jugend zu wecken, ſie zum

KRAUS 24DEC'34

weiteren Selbſtforſchen aufzumuntern, und ihren Verſtand zum Nachdenken anzureitzen und hiedurch zu bilden.

Der moraliſch-religiöſe Geſichtspunct bleibt immer der höchſte, aus welchem alles, was uns umgibt und geſchieht, betrachtet werden kann. Ich werde ihn nie aus dem Auge verlieren, und auf das Eine, was beſonders in unſern Zeiten Noth iſt, auf ſittlich-religiöſe Veredlung, auch in dieſer Schrift mit ganz beſonderer Sorgfalt und Vorliebe hinarbeiten. Dieß war die Tendenz meiner ganzen bisherigen ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit, und ſie ſoll es auch bey alle dem bleiben, was ich noch künftighin dem Drucke übergeben ſollte.

Als ich vor beynahe zwanzig Jahren als Schriftſteller auftrat, war es beſonders die Jugend, der ich meine Kräfte widmete, und ſie ſoll es auch ſeyn, der ich einen Theil

meiner künftigen Muße widmen werde. Ich habe mich auf Unterhaltungen mit ihr so sehr gewöhnt, daß selbst das höhere Alter, in welches ich getreten bin, mich dem Umgang mit ihr nicht entfremden soll. Gerade der Wunsch, diesen Umgang fortzusetzen, und mich mit der jungen Welt in steter Berührung zu erhalten, hat die Herausgabe der gegenwärtigen Schrift vorzüglich veranlaßt. Möchte es mir gelingen, durch sie des Guten recht viel zu stiften, und ganz besonders zur sittlich-religiösen Veredlung jugendlicher Gemüther beyzutragen! Ich kenne auf Erden keine höhere Freude, als die, die in dem Bewußtseyn liegt, auf das Herz seiner Mitmenschen wohlthätig gewirkt, und im Reiche des Wahren und Guten nicht fruchtlos gearbeitet zu haben. Möchte mir diese Freude zu Theil werden! An gutem Willen, sie zu verdienen und zu erringen, hat es mir nie gefehlt, und soll

her ihren Eduard erzogen habe. Aus ihrer Erzählung ersah sie zu Genüge, daß der Grund von seiner Schwächlichkeit und Kränklichkeit darin liege, daß er zu sehr verweichlicht und verzärtelt worden war.

Liebe Thalberg, sprach Frau Ehrenthal, nachdem ich weiß, auf welche Weise du bisher deinen kleinen Sohn zu behandeln gewohnt warst, wundert es mich nicht, daß er so schwächlich und kränklich ist. Es wäre fast ein Wunder, wenn er anders wäre. Du hast es mit ihm wohl recht gut gemeint; aber du bist in deiner Zärtlichkeit und Sorgfalt sicher zu weit gegangen; du hast das liebe Kind verweichlicht, und bey deiner Erziehungsweise zieht man nichts als Schwächlinge auf. Ganz anders habe ich meine Kinder behandelt.

Frau von Thalberg forderte nun ihre Freundinn noch Ein Mahl auf, ihr zu sagen, auf welche Weise sie ihre, so wohl gerathenen Kinder erzogen habe, und Frau Ehrenthal äußerte sich darüber folgender Maßen:

I.

Eduard.

Wollte man einen recht muntern, fröhlichen Knaben sehen, so durfte man nur auf den kleinen Eduard hinblicken. Sein Gesicht war immer freundlich, sein Herz heiter, sein ganzes Wesen *frisch und lebendig.*

Und woher kam es wohl, daß Eduard immer so munter und froh war?

Es trugen hiezu mehrere Umstände bey; aber eine Haupturſache davon war wohl die: daß er einen gesunden, kräftigen Körper besaß. Wo der fehlt, da ist an keinen Frohsinn zu denken. Und zu diesem gesunden, kräftigen Körper war er folgender Maßen gelangt.

sagte bey sich selbst: das ist ein kaltes, todtes, erbärmliches Kind!

Auch die Aeltern waren oft betrübt, wenn sie Eduards Zustand in ruhige Erwägung zogen. Sie fragten mehrere Aerzte, was sie zu thun hätten, um ihn gesunder, muntrer und froher zu machen. Einer von ihnen war gerade von einem entfernten Landgute zurückgekehrt, auf dem Frau Ehrenthal, eine gute Freundinn von Eduards Mutter, wohnte. Dieser Arzt rieth der letzteren an, mit dem Sohne auf einige Wochen nach diesem Landgute zu reisen, und ihn dort die frische Luft genießen zu lassen. Dieß, meinte er, würde sehr wohlthätig auf seinen Körper einwirken.

Eduards Mutter — sie hieß Frau von Thalberg — wendete dagegen ein, daß jenes Landgut in einer gebirgigen Gegend liege, daß dort die Luft etwas gar zu frisch sey, und daß sie besorge, ihr Kind könnte davon recht krank werden, und vielleicht selbst das Leben verlieren.

Der Arzt wußte ihr aber ihre Bedenklichkeiten auszureden, und sie entschloß sich end-

lich, ihre Freundinn Ehrenthal zu besuchen. Von dieser wurde sie auf das liebreichste und herzlichste empfangen, und befand sich bey ihr bald so einheimisch und so wohl, daß sie bekennen mußte, hier sey gut zu leben. Die Natur war ringsherum sehr schön, und in der Ehrenthalschen Familie herrschte muntre Thätigkeit, Gesundheit, Wohlwollen und Liebe.

Frau Ehrenthal hatte zwey Söhne und zwey Töchter. Das waren aber ganz andere Kinder als Eduard! Sie blühten gleich Rosen, wußten von keiner üblen Laune, und waren beständig frisch, lebhaft und froh. Wenn man sie ansah, mußte man sich über sie recht herzlich freuen, besonders da sie auch sehr gutmüthig, bescheiden, artig und brav waren.

Liebe Freundinn, sprach Frau von Thalberg, ich beneide dich um deine Kinder. Das sind ja rasche, lebenslustige Rehe, und dabey so freundlich, so gefällig und so gut! Sage mir, wie hast du sie erzogen, daß sie dir so wohl gerathen sind? Ich wäre das glücklichste Weib

auf Gottes Erde, wenn mein Eduard so wie deine Kinder wäre.

Sie sind brav und machen mir viel Freude, antwortete Frau Ehrenthal. Ich habe sie sehr einfach erzogen; du weißt, das Gekünstelte war mir von jeher zuwider; ich halte mich gern an die Natur, und meine Kleinen sind daher auch ganze Naturkinder. In eure große Stadt würden sie nicht recht passen; aber für die große Stadt erziehe ich sie auch nicht.

Ach, Freundinn, versetzte Frau von Thalberg, Gesundheit und froher Muth gehen über alles. Was nützt alles übrige, wenn man dabey schwächlich, kränklich und mißmuthig ist! Unser Eduard wird einmahl ein hübsches Vermögen erben; aber was helfen ihm Millionen, wenn er immer schwach und unpäßlich bleibt! Und wer stehet mir dafür, daß er mir nicht frühzeitig dahin stirbt? Ich wäre dann höchst unglücklich, und doch muß ich mich auf dieses Unglück stets gefaßt halten.

Frau Ehrenthal suchte die Freundinn zu beruhigen, und erkundigte sich, wie sie bis-

her ihren Eduard erzogen habe. Aus ihrer Erzählung ersah sie zu Genüge, daß der Grund von seiner Schwächlichkeit und Kränklichkeit darin liege, daß er zu sehr verweichlicht und verzärtelt worden war.

Liebe Thalberg, sprach Frau Ehrenthal, nachdem ich weiß, auf welche Weise du bisher deinen kleinen Sohn zu behandeln gewohnt warst, wundert es mich nicht, daß er so schwächlich und kränklich ist. Es wäre fast ein Wunder, wenn er anders wäre. Du hast es mit ihm wohl recht gut gemeint; aber du bist in deiner Zärtlichkeit und Sorgfalt sicher zu weit gegangen; du hast das liebe Kind verweichlicht, und bey deiner Erziehungsweise zieht man nichts als Schwächlinge auf. Ganz anders habe ich meine Kinder behandelt.

Frau von Thalberg forderte nun ihre Freundinn noch Ein Mahl auf, ihr zu sagen, auf welche Weise sie ihre, so wohl gerathenen Kinder erzogen habe, und Frau Ehrenthal äußerte sich darüber folgender Maßen:

„Als meine Kinder — sprach sie — erst einige Wochen alt waren, ließ ich sie ohne weiteres in die frische Luft tragen. Viele Menschen haben es mir verargt, und einige behaupteten sogar, ich sey eine hartherzige Frau, weil ich so ohne allen Anstand meine Kinder der Todesgefahr aussetze, als ob ich sie absichtlich morden wolle. Aber dieses thörichte Geschwätze machte mich nicht irre. Die Kinder starben nicht, sondern gediehen sichtbar. Diese Behandlung derselben wurde fortgesetzt. Ich ließ sie fast jeden Tag, selbst bey unfreundlicher Witterung, austragen, und es schadete ihnen nicht; sie wurden vielmehr immer stärker und kräftiger, und ihre Bäckchen sahen aus wie die schönsten Borstorfer Aepfel. In Federbetten ließ ich keines von ihnen schlafen. Ich schützte sie zwar vor Verkältung, aber hielt sie nie zu warm. Ihr Nachtlager bestand immerfort aus Häckerling oder Stroh und Heu und einer ziemlich leichten Decke. Als sie älter waren, erhielten sie eine einfache Matraze, und ich kann dir versichern, meine Kinder schliefen auf diesem

harten Bette weit besser und sanfter als die meisten Reichen und Vornehmen auf ihren weichen Eiderdunen.“

„Schon frühzeitig — fuhr Frau Eventhal fort — gewöhnte ich meine Kinder an das kalte Wasser. Als sie klein waren, badete ich sie lauwarm, wurden sie etwas kräftiger, so bekamen sie ein kaltes Bad, und zwar recht oft. Denn auf das Baden halte ich große Dinge. Es hat meinen Kindern die besten Dienste gethan.“

„Auf die Nahrung kommt bey den Kleinen außerordentlich viel an. Je einfacher sie ist, desto gesünder ist sie für die Kinder. Die meinigen erhielten daher keine sehr zusammengesetzten, gekünstelten Speisen; süße Leckereyen, die den Magen verderben, und gewürzhafte, den Gaumen stark reitzende Gerichte versagte ich ihnen; Kaffeh bekamen sie nie; Wein eben so wenig; zum Frühstück erhielten sie Milch, und bisweilen auch Obst; zu Mittag zwey, höchstens drey einfache Speisen; des Abends mußten sie sich mit einem Teller Suppe begnü-

es mir niemahls fehlen. Gott gebe nur auch zu dem Wollen das Gelingen!

Es soll übrigens darauf gesehen werden, daß die Anschaffung der vorliegenden Schrift nicht durch einen zu großen Umfang erschwert, und für viele unmöglich gemacht werde. Zwey Jahre hindurch wünsche ich sie indeß fortzusetzen, und in jedem sechs Bändchen erscheinen zu lassen. Mit dem zwölften soll sie jedoch geschlossen werden.

Ich begrüße freundlich meine jungen Leser und Leserinnen, und danke dabey zugleich auf das herzlichste allen Jugendfreunden, die sich für das gegenwärtige Buch wohlwollend verwendet haben, und noch verwenden dürften.

Wien am 25. Januar 1817.

Jakob Glatz.

Inhalt.

Seite.

I. Eduard. 1

II. Die Salzwerke zu Wieliczka in Galizien. 61

III. Der Sommermorgen. 79

IV. Der glückliche Unglückliche. (Fortsetzung) 92

V. Der gestirnte Himmel. (Beschluß) . 122

VI. Naturhistorische Unterhaltungen . 143

Eintheilung der Naturkörper überhaupt und der Thiere insbesondere. Der Affe. Die Fledermaus. Der Blutsauger. Der Vampyr. Das Faulthier. Der Ameisenfresser. Das Schuppenthier. Das Gürtel- oder Panzerthier. Das Nashorn. Der Elephant. Das Wallroß. Die Seekuh.

VII. Als Luise geboren war. . . 176

harten Bette weit besser und sanfter als die meisten Reichen und Vornehmen auf ihren weichen Eiderdunen."

„Schon frühzeitig — fuhr Frau Ehrenthal fort — gewöhnte ich meine Kinder an das kalte Wasser. Als sie klein waren, badete ich sie lauwarm, wurden sie etwas kräftiger, so bekamen sie ein kaltes Bad, und zwar recht oft. Denn auf das Baden halte ich große Dinge. Es hat meinen Kindern die besten Dienste gethan."

„Auf die Nahrung kommt bey den Kleinen außerordentlich viel an. Je einfacher sie ist, desto gesünder ist sie für die Kinder. Die meinigen erhielten daher keine sehr zusammengesetzten, gekünstelten Speisen; süße Leckereyen, die den Magen verderben, und gewürzhafte, den Gaumen stark reitzende Gerichte versagte ich ihnen; Kaffeh bekamen sie nie; Wein eben so wenig; zum Frühstück erhielten sie Milch, und bisweilen auch Obst; zu Mittag zwey, höchstens drey einfache Speisen; des Abends mußten sie sich mit einem Teller Suppe begnü-

I.

Eduard.

Wollte man einen recht muntern, fröhlichen Knaben sehen, so durfte man nur auf den kleinen Eduard hinblicken. Sein Gesicht war immer freundlich, sein Herz heiter, sein ganzes Wesen frisch und lebendig.

Und woher kam es wohl, daß Eduard immer so munter und froh war?

Es trugen hiezu mehrere Umstände bey; aber eine Hauptursache davon war wohl die: daß er einen gesunden, kräftigen Körper besaß. Wo der fehlt, da ist an keinen Frohsinn zu denken. Und zu diesem gesunden, kräftigen Körper war er folgender Maßen gelangt.

Eduards Aeltern lebten in einer großen Stadt, und waren reich. Er war ihr einziges Kind, und es lag ihnen daher alles daran, daß er ihnen nicht krank und durch den Tod entrissen wurde. Daher ging ihre ganze Aufmerksamkeit darauf hin, alles zu entfernen, was, ihrer Meinung nach, der Gesundheit und dem Leben ihres Lieblings Gefahr drohen konnte. Das war nun nicht zu tadeln. Sie verdienten vielmehr Lob; denn sie meinten es mit ihrem Kinde herzlich gut. Aber sie verfielen dabey in einen Fehler, in den sehr viele Aeltern verfallen: sie waren um ihr Kind zu ängstlich besorgt, und schadeten ihm dadurch, statt ihm zu nützen.

Eduard ward in seinen ersten Jahren sehr warm gehalten. Er schlief in Federbetten, er wurde mit warmen Wasser gewaschen, und wenn das Wetter etwas unfreundlich war, durfte er das Zimmer nicht verlassen. Man gab ihm nur lauter zarte, weiche Speisen, und jeden Tag bekam er zwey Mahl Kaffeh zu trinken. Schien er sich nicht ganz wohl zu befin-

den, so mußte er sich gleich zu Bette legen, sehr warm halten, und Arzneyen einnehmen. Vor etwas stärkerer Bewegung des Körpers mußte er sich auch hüthen, weil man glaubte, daß sie ihm leicht schaden könnte, und Beschäftigungen, die nicht ganz leicht waren, durfte er auch nicht vornehmen.

Was war die Folge davon? — Eduard wurde immer schwächlicher, sah blaß aus wie eine Leiche, und war oft krank. Dabey war er fast immer traurig und mürrisch; nur selten schien er etwas freundlicher und heiterer werden zu wollen. Damit dauerte es aber nicht lange. Bald genug wurde er wieder still, in sich gekehrt und mißmuthig. Dabey war er äußerst empfindlich und reizbar. Jedes Zuglüftchen griff ihn an, und über die geringste Kleinigkeit konnte er sich ärgern und grämen. Oft war schon ein Blick oder ein einziges Wort hinreichend, ihn verdrießlich zu machen, oder in Zorn zu bringen.

Eduard war auf diese Weise ein recht unglücklicher Knabe. Wer ihn sah und kannte

sagte bey sich selbst: das ist ein mattes, todtes, erbärmliches Kind!

Auch die Aeltern waren oft betrübt, wenn sie Eduards Zustand in ruhige Erwägung zogen. Sie fragten mehrere Aerzte, was sie zu thun hätten, um ihn gesunder, muntrer und froher zu machen. Einer von ihnen war gerade von einem entfernten Landgute zurückgekehrt, auf dem Frau Ehrenthal, eine gute Freundinn von Eduards Mutter, wohnte. Dieser Arzt rieth der letzteren an, mit dem Sohne auf einige Wochen nach diesem Landgute zu reisen, und ihn dort die frische Luft genießen zu lassen. Dieß, meinte er, würde sehr wohlthätig auf seinen Körper einwirken.

Eduards Mutter — sie hieß Frau von Thalberg — wendete dagegen ein, daß jenes Landgut in einer gebirgigen Gegend liege, daß dort die Luft etwas gar zu frisch sey, und daß sie besorge, ihr Kind könnte davon recht krank werden, und vielleicht selbst das Leben verlieren.

Der Arzt wußte ihr aber ihre Bedenklichkeiten auszureden, und sie entschloß sich end-

lich, ihre Freundinn Ehrenthal zu besuchen. Von dieser wurde sie auf das liebreichste und herzlichste empfangen, und befand sich bey ihr bald so einheimisch und so wohl, daß sie bekennen mußte, hier sey gut zu leben. Die Natur war ringsherum sehr schön, und in der Ehrenthalschen Familie herrschte muntre Thätigkeit, Gesundheit, Wohlwollen und Liebe.

Frau Ehrenthal hatte zwey Söhne und zwey Töchter. Das waren aber ganz andere Kinder als Eduard! Sie blühten gleich Rosen, wußten von keiner üblen Laune, und waren beständig frisch, lebhaft und froh. Wenn man sie ansah, mußte man sich über sie recht herzlich freuen, besonders da sie auch sehr gutmüthig, bescheiden, artig und brav waren.

Liebe Freundinn, sprach Frau von Thalberg, ich beneide dich um deine Kinder. Das sind ja rasche, lebenslustige Rehe, und dabey so freundlich, so gefällig und so gut! Sage mir, wie hast du sie erzogen, daß sie dir so wohl gerathen sind? Ich wäre das glücklichste Weib

auf Gottes Erde, wenn mein Eduard so wie deine Kinder wäre.

Sie sind brav und machen mir viel Freude, antwortete Frau Ehrenthal. Ich habe sie sehr einfach erzogen; du weißt, das Gekünstelte war mir von jeher zuwider; ich halte mich gern an die Natur, und meine Kleinen sind daher auch ganze Naturkinder. In eure große Stadt würden sie nicht recht passen; aber für die große Stadt erziehe ich sie auch nicht.

Ach, Freundinn, versetzte Frau von Thalberg, Gesundheit und froher Muth gehen über alles. Was nützt alles übrige, wenn man dabey schwächlich, kränklich und mißmuthig ist! Unser Eduard wird einmahl ein hübsches Vermögen erben; aber was helfen ihm Millionen, wenn er immer schwach und unpäßlich bleibt! Und wer stehet mir dafür, daß er mir nicht frühzeitig dahin stirbt? Ich wäre dann höchst unglücklich, und doch muß ich mich auf dieses Unglück stets gefaßt halten.

Frau Ehrenthal suchte die Freundinn zu beruhigen, und erkundigte sich, wie sie bis-

her ihren Eduard erzogen habe. Aus ihrer Erzählung ersah sie zu Genüge, daß der Grund von seiner Schwächlichkeit und Kränklichkeit darin liege, daß er zu sehr verweichlicht und verzärtelt worden war.

Liebe Thalberg, sprach Frau Ehrenthal, nachdem ich weiß, auf welche Weise du bisher deinen kleinen Sohn zu behandeln gewohnt warst, wundert es mich nicht, daß er so schwächlich und kränklich ist. Es wäre fast ein Wunder, wenn er anders wäre. Du hast es mit ihm wohl recht gut gemeint; aber du bist in deiner Zärtlichkeit und Sorgfalt sicher zu weit gegangen; du hast das liebe Kind verweichlicht, und bey deiner Erziehungsweise zieht man nichts als Schwächlinge auf. Ganz anders habe ich meine Kinder behandelt.

Frau von Thalberg forderte nun ihre Freundinn noch Ein Mahl auf, ihr zu sagen, auf welche Weise sie ihre, so wohl gerathenen Kinder erzogen habe, und Frau Ehrenthal äußerte sich darüber folgender Maßen:

„Als meine Kinder — sprach sie — erst einige Wochen alt waren, ließ ich sie ohne weiteres in die frische Luft tragen. Viele Menschen haben es mir verargt, und einige behaupteten sogar, ich sey eine hartherzige Frau, weil ich so ohne allen Anstand meine Kinder der Todesgefahr aussetze, als ob ich sie absichtlich morden wolle. Aber dieses thörichte Geschwätze machte mich nicht irre. Die Kinder starben nicht, sondern gediehen sichtbar. Diese Behandlung derselben wurde fortgesetzt. Ich ließ sie fast jeden Tag, selbst bey unfreundlicher Witterung, austragen, und es schadete ihnen nicht; sie wurden vielmehr immer stärker und kräftiger, und ihre Bäckchen sahen aus wie die schönsten Borstorfer Aepfel. In Federbetten ließ ich keines von ihnen schlafen. Ich schützte sie zwar vor Verkältung, aber hielt sie nie zu warm. Ihr Nachtlager bestand immerfort aus Häckerling oder Stroh und Heu und einer ziemlich leichten Decke. Als sie älter waren, erhielten sie eine einfache Matraze, und ich kann dir versichern, meine Kinder schliefen auf diesem

harten Bette weit besser und sanfter als die meisten Reichen und Vornehmen auf ihren weichen Eiderdunen.“

„Schon frühzeitig — fuhr Frau Sweenthal fort — gewöhnte ich meine Kinder an das kalte Wasser. Als sie klein waren, badete ich sie lauwarm, wurden sie etwas kräftiger, so bekamen sie ein kaltes Bad, und zwar recht oft. Denn auf das Baden halte ich große Dinge. Es hat meinen Kindern die besten Dienste gethan.“

„Auf die Nahrung kommt bey den Kleinen außerordentlich viel an. Je einfacher sie ist, desto gesünder ist sie für die Kinder. Die meinigen erhielten daher keine sehr zusammengesetzten, gekünstelten Speisen; süße Leckereyen, die den Magen verderben, und gewürzhafte, den Gaumen stark reitzende Gerichte versagte ich ihnen; Kaffeh bekamen sie nie; Wein eben so wenig; zum Frühstück erhielten sie Milch, und bisweilen auch Obst; zu Mittag zwey, höchstens drey einfache Speisen; des Abends mußten sie sich mit einem Teller Suppe begnü-

gen, und reines, frisches Wasser war ihr beständiges Getränke. Dabey sah ich mit aller Sorgfalt darauf, daß sie sich in Rücksicht des Essens an eine feste Ordnung gewöhnten, und nur vier Mahl des Tags zu bestimmten Stunden etwas bekamen, außer dieser Zeit aber durchaus nichts. Du kannst dir es kaum vorstellen, wie trefflich sie sich dabey befanden.“

„Eine angemeßne Bewegung trägt zur Gesundheit des Menschen ungemein viel bey. Wo sie fehlt, entstehen bald genug körperliche Unordnungen und Uebel. Daher hielt ich meine Kinder dazu an, daß sie nicht zu lange still saßen, sondern sich fleißig in der freyen Luft herum bewegten. Gern sah ich sie im Garten herum hüpfen, und sich durch gefahrlose Bewegungsspiele die Zeit vertreiben. Außerdem beschäftigte ich sie mit Arbeiten, die ihre Gliedmaßen in Bewegung setzten, und ihren Körper stärkten. Auch richtete ich darauf meine Aufmerksamkeit, daß sie nicht zu lange schliefen; denn man sollte es kaum glauben, wie sehr das zu lange Schlafen den menschlichen Körper

schwächt und verweichlicht, und seiner Gesundheit schadet, ja selbst sein Leben abkürzt."

„Bey alle dem hielt ich meine Kinder immer an eine regelmäßige Lebensweise überhaupt, an rasche, muntre Thätigkeit, und an eine pünctliche Erfüllung aller ihrer Pflichten an. Dieß machte sie stets zufrieden mit sich selbst, heiter, froh und glücklich. Und eine solche Stimmung der Seele äußert auf die Gesundheit des Menschen einen sehr wohlthätigen Einfluß, und hat auch auf das Wohlbefinden meiner Kinder immer sehr heilsam gewirkt."

„Sieh, liebe Freundinn, auf diese Art habe ich meine Söhne und Töchter erzogen, und so behandle ich sie noch immer. Sie sind mir dabey fortwährend gesund geblieben, und stark geworden. Ich dächte, Eduard sollte noch ein ganzes Kerlchen werden, wenn du, liebe Freundinn, ihn auf dieselbe Weise behandeltest. Hätte ich ihn unter meinen Händen, so zweifle ich nicht daran, daß er bald gesunder und kräftiger werden würde."

Die letzten Worte der verständigen Frau Ehrenthal machten Frau von Thalberg aufmerksam, und es ging ihr ein Gedanke durch die Seele, der zwar anfänglich ihr widerstand, mit dem sie sich aber nach und nach befreundete, der Gedanke: Eduarden eine Zeitlang der Leitung ihrer Freundinn anzuvertrauen, und so einen Versuch zu machen, ob hiedurch seiner Gesundheit aufgeholfen werden könnte. Sie schrieb hierüber ihrem Manne, und dieser willigte gerne ein, daß sein Sohn einige Zeit lang in Heimbach — so hieß das Gut der Ehrenthalschen Familie — verweile. Zwar fiel es der Mutter schwer, sich von Eduarden zu trennen; aber sie ließ ihn ja in guten Händen, und die Hoffnung, daß er nun an Gesundheit gewinnen würde, tröstete sie, und milderte den Schmerz der Trennung.

Eduard war an die Mutter, die ihm bisher alles zu Gefallen gethan hatte, so sehr gewöhnt, daß er, als sie von ihm Abschied nahm, in Thränen zerfloß, und als er sie vollends nicht mehr sah, die Hände jammernd gen

Himmel rang, und ihr nachlaufen wollte. Ein Paar Tage lang war er sehr traurig, und konnte sich in seine neue Lage nicht finden. Die Ehrenthalschen Kinder thaten zwar alles Mögliche, ihn aufzuheitern; aber alle ihre Versuche blieben fruchtlos. Die Lebensweise, an die er sich jetzt gewöhnen sollte, war von seiner bisherigen zu verschieden, als daß er sich in sie so leicht hätte finden können. Weder die einfache Kost, noch das härtere Bett, noch die regelmäßige Beschäftigung, an die er angehalten wurde, wollten ihm behagen. Auch war ihm die viele Bewegung lästig, die er sich machen mußte, besonders wenn dabey das Wetter etwas kühl und unfreundlich war, und die Lehrstunden, die er mit den andern Kindern hatte, mißfielen ihm im höchsten Grade.

Aber der Mensch gewöhnt sich nach und nach an alles. Dieß war auch der Fall bey Eduarden. So schwer es ihm auch wurde, seine neue Lage lieb zu gewinnen, so geschah dieses am Ende doch. Die frische Luft, die er einathmete, die öftere Bewegung, die er sich

machte, die einfache Kost, die er genoß, und seine ganze gegenwärtige Lebensweise wirkten sehr wohlthätig auf seinen Körper. Er wurde stärker und gesünder, und dieß hatte sogleich auch einen heilsamen Einfluß auf seine Seele. Mit jedem Tage fühlte er sich wohler und heitrer, und es währte nicht lange, so gestand er, daß er nun weit froher und glücklicher sey als sonst. Seine Wangen rötheten sich; seine Muskeln wurden kräftiger, und wer ihn vor einigen Monathen gesehen hatte, und jetzt sah, konnte ihn kaum mehr erkennen, so sehr hatte er sich zu seinem Vortheile verändert. Er gewann nun auch das Lernen lieb; alles, was er vornahm, ging ihm leichter von statten; das Arbeiten war ihm nicht mehr so beschwerlich als ehemahls, sondern machte ihm vielmehr Vergnügen; nie war er gern unbeschäftigt, und hatte er nichts zu thun, so kam er sogleich zu Frau Ehrenthal, und bath sie, ihm eine Arbeit anzuweisen. Und da er dabey munter und voll Liebe gegen andere Menschen, besonders gegen seine Gespielen war, so gewann ihn jedermann

lieb, und erwies ihm gern Gefälligkeiten. Dieß that seinem Herzen wohl, und er sagte mehrmahls, daß er so glücklich sey, wie kein Mensch auf der Welt, und daß er mit keinem Könige tauschen würde. Das schrieb er auch seinen Aeltern, und bath sie, ihn noch recht lange in Heimbach zu lassen, wo es ihm so wohl ginge, wie im Himmel. Von ganzer Seele stimmte er mit ein, wenn folgendes Lied gesungen wurde:

Ich bin vergnügt; im Siegeston
Verkünd' es mein Gedicht!
Und mancher Mann mit seiner Kron'
Und Zepter ist es nicht.
Und wär' er's auch; nun immerhin!
Mag er's! so ist er, was ich bin.

Des Sultans Pracht, des Mogols Geld,
Deß Glück, — wie hieß er doch,
Der, als er Herr war von der Welt,
Zum Mond hinauf sah noch?
Ich wünsche nichts von alle dem,
Zu lächeln drob, fällt mir bequem.

Zufrieden seyn, das ist mein Spruch!
Was hülf' mir Geld und Ehr?
Das, was ich hab', ist mir genug.
Wer klug ist, wünscht nicht mehr;
Denn was man wünschet, wenn man's hat,
So ist man darum doch nicht satt.

Und Geld und Ehr ist oben drauf
Ein sehr zerbrechlich Glas.
Der Dinge wunderbarer Lauf,
(Erfahrung lehret das)
Verändert Wenig oft in Viel,
Und setzt dem reichen Mann sein Ziel.

Recht thun, und edel seyn und gut,
Ist mehr als Gold und Ehr;
Da hat man immer frohen Muth,
Und Freude um sich her;
Und man ist brav, und mit sich Eins,
Scheut kein Geschöpf, und fürchtet keins.

Ich bin vergnügt; im Siegeston
Verkünd' es mein Gedicht!

Und mancher Mann mit seiner Kron'
Und Zepter ist es nicht.
Und wär' er's auch; nun immerhin!
Mag er's, so ist er, was ich bin.

Eduard sollte bloß drey Monathe in Heimbach bleiben; aber aus den drey Monathen wurden drey Jahre. Es gefiel ihm dort gar zu wohl, und da seine Aeltern, die ihn daselbst besuchten, sahen, wie gut ihm seine jetzige Lage anschlug, so erfüllten sie gern seinen Wunsch, und ließen ihn länger bey Frau Ehrenthal, als es Anfangs ihr Vorhaben war.

Aber nach Verlauf der drey Jahre mußte sich Eduard von Heimbach und von all' den lieben Menschen trennen, die dort wohnten. Der Abschied fiel ihm sehr schwer. Er besuchte alle Plätze, die ihm besonders lieb geworden waren, und rief bey jedem aus: „Leb' wohl, leb' wohl, du schöner, lieber Fleck, auf dem ich so viel Vergnügen genossen habe! vielleicht seh' ich dich nie, nie wieder!" und dabey flos-

sen seine Thränen, und man sah es ihm deutlich an, wie sehr sein Innerstes bewegt war. Als er von Frau Ehrenthal und ihren Kindern Abschied nahm, da wollte vollends sein Herz brechen vor Traurigkeit und Schmerz. Sie hatten ihm so viel Liebes und Gutes erwiesen, und er hatte alle so herzlich lieb gewonnen! er hatte in ihrem Kreise so viele frohe, glückliche Stunden gelebt! er war bey ihnen erst des Lebens recht froh geworden! Von solchen theuern Personen konnte er nicht anders als mit zerrißner Seele scheiden. Als er ihnen danken wollte für die unzähligen Gefälligkeiten, die er von ihnen erhalten hatte, erstarben ihm die Worte auf der Zunge; er konnte vor Schluchzen nicht reden, fiel den Mitgliedern der Ehrenthalschen Familie ans Herz, und weinte bitterlich. Auch diese weinten sehr, und konnten sich von ihm kaum losreißen. Es war eine höchst rührende Scene. Als Eduard schluchzend die Kutsche bestieg, auf der er abfahren sollte, rief er noch aus: „Nie,

nie werde ich Heimbach vergessen! Lebt wohl! lebt Alle wohl!"

Glücklich erreichte Eduard die Stadt, in welcher seine Aeltern wohnten. Er wurde von ihnen auf das herzlichste empfangen. Groß war ihre Freude über sein gutes körperliches Aussehen. Blaß, schwach und matt hatte er das älterliche Haus verlassen; kräftig und voll blühender Gesundheit kehrte er in dasselbe zurück. Und da auch seine Sitten rein geblieben waren, und sein gutes Herz sich auf verschiedene Weise äußerte: so fühlten sich Vater und Mutter in dem Besitze eines solchen Sohnes überaus glücklich. Es geschah nun alles Mögliche, ihn gesund und gut zu erhalten, und er mußte daher — was er auch mit Vergnügen that — die Lebensweise fortsetzen, die er in Heimbach geführt hatte. Er befand sich ungemein wohl dabey, blieb gesund und kräftig, und zeichnete sich fortwährend durch ein blühendes Aussehen, eine große Munterkeit und Heiterkeit der Seele, viel Gewandtheit des Körpers und eine gute Gesinnung aus.

ben, und sich dadurch gegen die Nachstellungen der Feinde zu sichern. Er eilte daher zu jener hin, und theilte ihr seine gemachte Entdeckung, so wie sein Vorhaben mit, den bisherigen Aufenthaltsort, der übrigens beyden sehr lieb geworden war, zu verlassen. Sie stimmte ihm ganz bey, und es wurde nun ohne Verzug die von Eduard gebaute Hütte verlassen.

Frau von Thalberg wollte einen Versuch machen, zu gehen. Aber sie war zu schwach dazu. Der Sohn nahm sie daher wieder in den Arm, und schritt muthig und rasch vorwärts. Glücklich ward der Steg erreicht. Doch welch' ein Schrecken für beyde! In einer nicht gar großen Entfernung erblickten sie mehrere feindliche Husaren, die gerade auf sie losgeritten kamen.

„Wir sind verloren!" rief erschrocken Frau von Thalberg aus.

Verlieren Sie den Muth nicht! versetzte Eduard. Bleiben Sie ganz ruhig. Glückt es uns nur, über den Steg zu kommen, so sind wir, hoff' ich, geborgen.

Der Sohn verdoppelte seine Kraftanstrengungen, und es gelang ihm, glücklich über den Steg zu kommen. Aber noch war dieß nicht geschehen, als die Husaren schon auch an dem einen Ufer des Stromes standen. Einer von ihnen sprengte sogleich in das Wasser, um auf die andere Seite zu gelangen, und die Fliehenden einzuhohlen. Eduard aber beflügelte seine Schritte, und kam dem nachfolgenden Reiter zuvor. Als er das jenseitige Ufer erreicht hatte, stieg er eilends den ganz nahen, ziemlich steilen Berg hinan. Der treue Hund merkte, daß sein Herr in Gefahr sey, und von dem Husaren verfolgt werde. Er stellte sich daher an das Ufer, und bellte diesem entgegen. Die übrigen Feinde, die auf der andern Seite stehen geblieben waren, zogen ihre Pistolen hervor, und feuerten sie auf die Fliehenden ab. Aber die Kugeln erreichten sie nicht. In demselben Augenblicke wollte der Husar, der ihnen durch den Strom nachfolgte, ans Ufer setzen. Aber dieses war steil. Der Hund bellte das Pferd heftig an. Dieses erschrak darüber, bäum-

te sich wild, und stürzte rücklings in den Strom zurück, fiel auf den Reiter, und drückte ihn todt.

So entgingen Mutter und Sohn der großen Gefahr, in der sie schwebten; denn die übrigen Husaren, durch das Unglück ihres Cameraden nicht wenig betroffen gemacht, bezeigten nicht die mindeste Lust, ihnen nachzusetzen, und so erreichten die Fliehenden nach einigen Stunden in den dichten Waldungen einen Platz, der ihnen ganz sicher schien, und auf dem sie daher auch blieben. Eduard baute eine neue Hütte, und suchte das Schicksal der kranken Mutter so gut als möglich zu erleichtern.

Aber es fehlte den Unglücklichen nur zu bald an Lebensmitteln. Der Vorrath von Zwieback ging zu Ende, und Eduard, der diesen einzig und allein für die Mutter bewahrte, nährte sich mehrere Tage lang von Süßwurzeln und Waldbeeren. Alles lag ihm daran, der Kranken Labsal und Erquickung zu verschaffen. Er wagte es daher eines Tages, den Wald zu verlassen, und Menschenwohnungen aufzusu-

chen. Nach einigen Stunden war er auch wirklich so glücklich, einen Marktflecken zu finden, der, zu seiner großen Freude, von Feinden nicht besetzt war. Er ging hinein, und welche Wonne für ihn, als er hier vernahm, es sey am vorgestrigen Tage eine neue Schlacht geliefert, und der Feind mit einem empfindlichen Verlüste zurückgedrückt worden. Er wußte sich vor Freude kaum zu fassen, kaufte einiges Backwerk und eine Flasche guten Wein, und eilte damit zu der theuern, geliebten Mutter zurück.

Aber Eduard konnte den Weg zur Mutter nicht finden, und irrte den ganzen Tag im Walde herum. Diese war über sein langes Ausbleiben in großer Angst; denn immer trat der Gedanke, daß er vielleicht in feindliche Hände gefallen sey, vor ihre Seele, und versetzte sie in eine Gemüthsstimmung, die an Verzweiflung grenzte. Endlich, als schon der Abend heranrückte, gelang es ihm, den rechten Weg zu der Hütte zu finden, in der sich die Mutter befand. Dieser ging gleichsam ein neues Leben auf, als der gute, vielgeliebte Sohn, den sie

bereits für verloren hielt, vor ihr stand, sie freundlich grüßte, und das Eingekaufte vor sie hinlegte. Und als sie von ihm vernahm, daß der Feind eine neue Schlacht verloren habe und zurückgetrieben worden sey — da wußte sie sich vor Freude kaum zu fassen; da ging ihre Freude in Entzücken über, und sie faltete ihre frommen Hände, hob sie gen Himmel, und rief gerührt aus: „O Gott, du bist gerecht! du lohnest das Gute, und bestrafest das Böse! wunderbar sind oft deine Wege, aber am Ende führest du alles herrlich hinaus! O habe Dank, daß du den Uebermuth des grausamen Feindes gedemüthigt, und den Waffen unsers guten Fürsten den Sieg verliehen hast!“

Eduard that der Mutter den Vorschlag, die Waldungen nun ganz zu verlassen, und sich nach jenem Marktflecken zu verfügen, in welchem er am gestrigen Tage gewesen war. Sie war damit vollkommen einverstanden; der Wald wurde noch an diesem Tage verlassen, und der erwähnte Marktflecken glücklich erreicht. Hier erhielt man ausführlichere Nachrichten über die

letzte Schlacht. Es bestättigte sich, daß der Feind einen sehr bedeutenden Verlust erlitten, und sich gezwungen gesehen habe, sich über einen großen Fluß zurück zu ziehen. Aber hier habe er sich — hieß es — wieder festgesetzt, verschanze sich, und befinde sich in einer Stellung, in der er schwer anzugreifen sey.

Es vergingen nun mehrere Tage, ohne daß man etwas Neues hörte. Viele glaubten, der Feind werde wohl einen Versuch machen, von neuem über den Fluß zu kommen, und, was er verloren, wieder zu erobern. Auf jeden Fall war die Gegend, in der sich Eduard mit seiner Mutter befand, noch nicht ganz sicher, und da sich ihnen eine Gelegenheit darboth, tiefer in das Land zu flüchten, so bedachten sie sich nicht lange, bestiegen einen mit vier Ochsen bespannten Bauernwagen, und fuhren weiter.

O wie wohl fühlten sich Mutter und Sohn, als sie nach einigen Tagen in einem kleinen Städtchen ankamen, wo sie bey einem braven Schuhmacher, der Fremde zu beherbergen pflegte, eine sehr freundliche Aufnahme fanden!

Frau von Thalberg erhielt ein gutes Bett und die nöthige Wartung und Pflege. Auch an ärztlicher Hülfe fehlte es ihr nicht, und so hatte auf Ein. Mahl ihre traurige Lage eine glückliche Veränderung erlitten, wofür sie Gott auf das inbrünstigste dankte.

Doch der Geldvorrath der Fliehenden fing an zu Ende zu gehen, und die Mutter wurde darüber besorgt und betrübt. Aber Eduard tröstete sie. Seyn Sie getrost, liebe Mutter! sprach er, es soll uns an dem Nothwendigen nicht fehlen. Ich bin gesund, schäme mich der Arbeit nicht, und bin an Thätigkeit gewöhnt. So viel werde ich doch wohl verdienen, als erforderlich ist, unsre wenigen Bedürfnisse zu befriedigen. Darum beunruhigen Sie sich keinen Augenblick. Gott wird schon helfen. Wer seine Kräfte braucht, den verläßt er nicht so leicht.“

Frau von Thalberg wurde nun ruhiger. Eduard aber ging aus, um Arbeit zu suchen. Er fand sie bald. Es war gerade die Ernte, und er half mehrern Bürgern des Or-

tes das Getreide schneiden und es in Garben binden. Dafür erhielt er nicht nur die Kost, sondern auch einiges Geld, das er dazu anwandte, der Mutter die nöthigen Bequemlichkeiten zu verschaffen. Diese bedauerte ihn, daß er für sie so beschwerliche Arbeiten verrichten müsse. Aber Eduard lächelte freundlich darüber, und sprach: „Das Arbeiten, liebe Mutter, fällt mir nicht schwer. Ich finde vielmehr das größte Vergnügen darin. Gott wolle die gute Ehrenthal segnen, daß sie mich auch an beschwerliche Beschäftigungen gewöhnt hat. Das kommt uns jetzt trefflich zu Statten. O wenn es doch aller reichen Leute Kinder bedächten, daß Zeiten kommen können, wo sie leicht in Verlegenheit gerathen, und wo sie dann nur durch ihrer Hände Arbeit sich fort zu helfen und vor dem Verderben zu schützen, im Stande sind! Sie würden sich dann schon frühzeitig an Thätigkeit gewöhnen, ihre Kräfte schon frühzeitig anstrengen lernen, und sich auch schwerer und grober Arbeiten nicht schämen! Wie unglücklich wären wir jetzt, wenn ich einen schwächli-

chen Körper hätte, und das Arbeiten mir zu beschwerlich fiele!

Du hast Recht, versetzte die Mutter. Erst jetzt sehe ich es ganz ein, wie richtig und trefflich die Grundsätze sind, nach welchen die gute, verständige Ehrenthal ihre Kinder und auch dich erzogen hat. Der Himmel lasse auf meiner Freundinn seinen besten Segen ruhen. Sie hat sich um uns die größten Verdienste erworben; ja sie ist es im Grunde, der wir unsre Rettung zu danken haben.

Die Ernte war zu Ende, und es nahte sich der Herbst. Der Verdienst, den Eduard im Sommer hatte, hörte auf, und er war besorgt, daß er nun vielleicht keine Arbeit finden, in Verlegenheit gerathen, und mit der guten Mutter darben würde. Aber diese Besorgniß verschwand bald genug. In der Nähe des Städtchens befand sich eine große Fabrik, die sehr viel Holz verbrauchte. Er besuchte sie, und both sich an, ihr all' das Holz zu hacken, das sie für den Winter nöthig haben würde; auch erklärte er sich bereit, andere grobe Arbeiten in derfel-

ben zu übernehmen. Der Inhaber davon nahm diese Anträge an, und Eduard, sehr vergnügt darüber, eilte zur Mutter zurück, und rief, als er in ihr Zimmer trat, freudig aus: „Gott verläßt uns nicht, liebe Mutter! Uns ist geholfen! Wir werden nicht darben!“

Nun erzählte Eduard, wie er so glücklich gewesen sey, mehrere Arbeiten in der nahen Fabrik zu erhalten, und wie er auf diese Weise so viel zu verdienen hoffe, daß sie den Winter über ohne drückende Nahrungssorgen würden leben können.

Die Mutter sah ihn still und ernsthaft an. Es schien, als empfinde sie über die erhaltene Nachricht nicht die geringste Freude. Mit Thränen im Auge sprach sie nach einer Pause: „Ist es so weit mit uns gekommen? Muß ich es erleben, daß du, mein Sohn, dich gleich einem armen Tagelöhner plagen und zu Arbeiten herablassen mußt, für die du nicht erzogen und bestimmt bist! Du wirst dich zu Tode arbeiten; denn lange kannst du es unmöglich aushalten.“

Freundlich lächelnd versetzte Eduard: Liebe Mutter, seyn Sie ganz ruhig. Sie wissen, ich bin kein Schwächling. Ich besitze vielmehr auch zu den gröbsten und schwersten Arbeiten Kraft genug. Aber nicht nur Kraft, sondern auch Lust. Keine Arbeit schändet, und daher unterziehe ich mich jeder mit Vergnügen. Und ich thue dieß um so williger und freudiger, da ich dadurch im Stande bin, nicht allein mich, sondern auch meine theure, geliebte Mutter vor Mangel und Noth zu schützen.

Gott segne dich, mein Sohn! sprach tief gerührt Frau von Thalberg. Du thust viel, sehr viel für mich. Ich werde dir noch in der Ewigkeit dafür danken.

So handelte Eduard. Das Bewußtseyn, daß er gegen seine Mutter treu und redlich seine Pflicht erfülle, machte ihm hohe Freude, und war ein süßer Lohn für ihn. Zufrieden mit Gott, mit der Welt und mit sich selbst, arbeitete er wacker darauf los, strengte dabey alle seine Kräfte an, und erwarb sich das ganze Zutrauen des Fabriksbesitzers. Was er erwarb,

reichte hin, ihn und seine Mutter vor drückenden Nahrungssorgen zu schützen. Viel war es freylich nicht; aber bey ihrer Genügsamkeit konnten sie davon leben.

Was Eduarden die größte Freude machte, war der Umstand, daß seine, vorhin so sehr geliebte Mutter sich immer mehr erhohlte, und die Gefahr, in welcher ihr Leben einige Mahle geschwebt hatte, ganz verschwand. Er dankte Gott dafür auf das inbrünstigste, und verdoppelte seine Anstrengungen, um ihr nur ihr Daseyn so viel als möglich zu erleichtern, und durch Vermehrung ihrer Bequemlichkeiten angenehm zu machen.

Der Kriegszustand dauerte, leider! fort, und es schien, als wenn noch lange an keinen Frieden zu denken sey. Indeß geschah, was kein Mensch erwartet hatte. Der Winter war sehr strenge. Der Feind hatte schlechte Winterquartiere. Es rissen unter seinen Truppen ansteckende Krankheiten ein. Die Cavallerie besonders litt große Verluste. Die Pferde fielen zu hunderten, und an Lebensmitteln fing es auch

an zu fehlen. Es nahte sich das Frühjahr. Nun schien der beste Zeitpunct gekommen zu seyn, den Feind anzugreifen. Dieß geschah, und zwar mit einer so überraschenden Schnelligkeit und Macht, und nach einem so wohlberechneten Plane, daß er sogleich in die größte Verwirrung gerieth, und nach einer zehnstündigen Schlacht so aufs Haupt geschlagen wurde, daß er bestürzt die Flucht ergriff, sich nirgends mehr halten konnte, und sich nach zwey Wochen nicht nur über die Grenze zurückgetrieben, sondern selbst in seinem eigenen Lande bekämpft sah.

Dieser vollständige Sieg über einen harten, stolzen Feind verbreitete durch das ganze Land die lauteste, lebhafteste Freude. Frau v. Thalberg und ihr Sohn stimmten von ganzer Seele in den Jubel darüber mit ein. Alles hoffte nun den Frieden; aber der Feind bewies sich noch immer sehr hartnäckig, und erklärte mehrmahls öffentlich, daß er in kurzem wieder Herr von den Provinzen seyn würde, die er durch die letzte Schlacht verloren hätte.

Unter diesen Umständen war es für Frau von Thalberg und ihren Sohn nicht rathsam, schon jetzt nach ihrer Vaterstadt zurückzukehren. Sie beschlossen daher, noch länger an ihrem gegenwärtigen Aufenthaltsorte zu bleiben.

Eines Tages, da Eduard gerade nach der Fabrik ging, sah er, wie auf der Landstraße in einiger Entfernung ein Reisewagen langsam umstürzte. Er eilte sogleich hin, um den Reisenden Hülfe zu leisten, wenn sie deren bedürften. Welche freudige Ueberraschung für ihn, als er bey ihnen ankam! Er erkannte in ihnen sogleich alte, geliebte Freunde. Es war Frau Ehrenthal mit ihren Söhnen und Töchtern. Alle schrieen freudig auf, als sie sich erkannten, begrüßten sich auf das herzlichste, und sanken einander in die Arme.

Der Wagen, an dem etwas gebrochen war, wurde wieder aufgerichtet und, so gut es sich thun ließ, zurechte gemacht. Man fuhr nun nach dem Städtchen, und alle eilten sogleich zur Frau von Thalberg hin. Diese war bey dem An-

blicke der Freunde außer sich vor Freude, und wußte sich ihre unerwartete Erscheinung nicht zu erklären. Frau Ehrenthal gab ihr und dem Sohne die nöthigen Aufschlüsse. Auch in ihre Gegend waren die Feinde eingedrungen, und sie sah sich gezwungen, mit den Ihrigen zu fliehen. Nun aber, meinte sie, wäre die Gefahr vorüber; denn wenn es auch dem Feinde gelingen sollte, wieder in das Land einzubrechen, so würde doch, der höchsten Wahrscheinlichkeit nach, der Kriegsschauplatz weit von ihrem Landgute seyn, und sie kehre daher dahin, ganz ruhig wegen der Zukunft, zurück. Sie nahm herzlichen Antheil an den traurigen Schicksalen, die ihre Freundinn und Eduarden getroffen hatten, und war nicht wenig erfreut, zu vernehmen, daß sie es in Grunde sey, der sie die meiste Erleichterung in Hinsicht ihrer traurigen Lage zu verdanken hätten. Herzlich bath sie ihre Freundinn Thalberg und den Sohn derselben, sie nach ihrem Landgute zu begleiten, und diese nahmen dankbar ihren freundschaftlichen Antrag an.

Von dem braven Schuhmacher, bey welchem Eduard mit seiner Mutter gewohnt, dem rechtschaffenen Fabriks-Besitzer, bey dem er Arbeit erhalten, und all' den guten Menschen, die er in dieser Gegend kennen und schätzen gelernt hatte, nahm er mit gerührter Seele Abschied; viele weinten, daß er sie verließ, und alle begleiteten ihn mit den herzlichsten Segenswünschen.

Das Ehrenthalsche Landgut wurde glücklich erreicht, und hier ging für Frau von Thalberg und ihren Sohn ein neues Leben an. Sie befanden sich ja im Schooße der Freundschaft und der Liebe; keine Nahrungssorgen drückten sie, und so manche Bequemlichkeiten des Lebens, deren sie so lange entbehren mußten, wurden ihnen nun wieder zu Theil. Eduard genoß außer dem noch die Freude, all' die geliebten Plätze wieder zu sehen, auf denen er in seinen früheren Jahren so viel Vergnügen genossen hatte.

Es wurde nicht vergessen, dem gütigen Wesen, das über uns waltet, für die Rettung zu

danken, die beyden Familien zu Theil geworden war. Sie verrichteten gemeinschaftlich auf ihren Knieen ein Lob- und Dankgebeth, und stimmten, unter Thränen der Freude, den alten, aber schönen, herzlichen Gesang an:

Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut
An uns, und allen Enden;
Der uns von Mutterleib'
Und Kindesbeinen an
Unzählig viel zu gut,
Und jetzo noch gethan.

Der ewig reiche Gott
Woll' uns bey unserm Leben
Ein immer fröhlich Herz
Und stillen Frieden geben,
Und uns in seiner Gnad'
Erhalten fort und fort,
Und uns aus aller Noth
Erlösen hier und dort.

Lob, Ehr und Preis sey Gott,
Dem Vater und dem Sohne,
Und dem, der beyden gleich,
Im hohen Himmelsthrone,
Dem dreyeinigen Gott,
Als er im Anfang war,
Und ist und bleiben wird,
Jetzund und immerdar.

Alles sehnte sich nun nach dem Frieden. Aber er schien noch nicht so nahe zu seyn. Der Feind wollte von den Bedingungen, die man ihm machte, nichts hören, und lieber alles auf das Spiel setzen, als sie annehmen.

Von beyden Seiten wurden große Zurüstungen zu einer entscheidenden Schlacht gemacht. Eduard von Thalberg bezeigte große Lust, an derselben als Freywilliger Theil zu nehmen. Allein die Mutter bath ihn mit Thränen, sie nicht zu verlassen, und er gab ihren Bitten, aus kindlichem Gehorsam, nach.

Unterdeß machte Eduard einen Ausflug nach seiner Vaterstadt, um nachzusehen, wie

es dort mit den Besitzungen seiner Familie stehe. Von seinen Mitbürgern wurde er mit vieler Freude aufgenommen; jedermann wollte ihn sehen und sprechen, und nach allen Seiten hin erhielt er die rührendsten Beweise von Wohlwollen und Achtung. Das Andenken seines edlen Vaters war unter den Bewohnern der Stadt noch nicht erloschen, und die Tugenden des Sohnes hatten auch diesem alle Herzen gewonnen, und seine unerwartete Erscheinung in allen Classen Freude verbreitet.

Mit großem Vergnügen vernahm Eduard, daß die Besitzungen seiner Familie zwar von dem Feinde zum Verkaufe ausgebothen worden wären, daß sich aber kein Käufer gefunden hätte, weil niemand so unedel dachte, eine Familie, die sich um ihre Mitbürger und um das ganze Land so große Verdienste erworben, ihrer wohlerworbenen Güter zu berauben. Der Feind habe diese, hieß es, zwar verheert, aber kaum wäre er zurückgedrängt worden, so hätte sie der Stadt-Magistrat sogleich in seinen besondern Schutz genommen, und die nöthige Auf-

ſicht über dieſelben rechtlichen Männern unvertraut.

Mit der frohen Nachricht hierüber kam Eduard zur Mutter zurück. Was er ihr erzählte, rührte und erfreute ihr Herz.

Eine Woche darauf fiel die Schlacht vor, auf die man ſich von beyden Seiten ſchon ſeit langer Zeit gerüſtet hatte. Sie dauerte drey Tage. Mehrmahls ſchien der Sieg ſich auf die Seite des Feindes hinzuneigen, und neue Angſt und neues Schrecken verbreitete ſich durch das ganze Land. Endlich aber ließ Gott die gerechte Sache triumphiren. Der Feind gerieth in die größte Verwirrung; mehrere ſeiner beſten Generale fielen, und am dritten Tage Abends ergriff er die Flucht. Sie war ſchmählich und aufreibend für ihn. Die fliehenden Truppen verloren alle Beſonnenheit, zerſtreuten ſich, und verſagten ihren Officieren den nöthigen Gehorſam, und wurden in den folgenden Tagen großentheils aufgerieben und gefangen.

Nun erſt ſah der Feind ſeinen Uebermuth gebrochen, und flehte um Frieden. Er wurde

ihm bewilligt, aber unter sehr harten Bedingungen für ihn. Er mußte es sich gefallen lassen, seine Macht so beschränkt zu sehen, daß er nun nicht mehr zu fürchten war.

Die Nachricht von dem abgeschlossenen Frieden verbreitete sich, gleich einem Lauffeuer, durch das ganze Land, und brachte überall die lebhafteste Freude hervor. Frau von Thalberg und ihr trefflicher Sohn nahmen nun von der Ehrenthalschen Familie den rührendsten Abschied, und eilten nach ihrer Vaterstadt, wo sie auf das herzlichste aufgenommen wurden.

Bald nach ihrer Rückkehr in der geliebten Heimath wurde auch an ihrem Wohnorte das Friedensfest gefeyert. Es war ein wahrhaft rührendes, frohes Fest. Das Innere der Kirche war mit Bäumen und Blumen herrlich ausgeschmückt. Die ganze Versammlung schien voll Andacht mit ihrem Geist in höheren Welten zu schweben, und kein Herz blieb unbewegt, kein Auge trocken, als folgendes Lied gesungen ward:

Willkommen, holdes Kind des Himmels,
O Friede, der du uns beglückst,
Und alle Schrecken des Getümmels,
Und aller Feinde Muth erstickst!
Dich sandte Gott, der uns erhört,
Und Wonne nach dem Leid gewährt.

Er ist der Herr der Kriegesscharen;
Er beugt und bricht der Stolzen Trutz;
Er ist ein Retter aus Gefahren,
Wie in Gefahren unser Schutz.
O Freunde, preiset seine Macht;
Sie hat uns Ruh zurück gebracht!

Wer ist wie Gott? Was er behüthet,
Dem darf sich kein Zerstörer nahn.
Wenn er den Streitenden gebiethet,
So wandeln sie des Friedens Bahn;
Verwüstung, Angst und Raubsucht fliehn,
Und Sicherheit und Segen blühn.

Nun weiht ihm Dank und Preisgesänge;
Erkennet seine Freundlichkeit!

Nun ruft in festlichem Gedränge:
Der Herr, der Herr hat uns erfreut!
Er sandte Frieden uns zurück,
Und Friede, Friede, welch' ein Glück!

Erhebet ihn, der mit Erbarmen,
Obgleich oft hart, die Sünder schlägt,
Und immer, wie auf Vaterarmen,
Sein Volk durch Schreckensnächte trägt!
Erhebet ihn mit frohem Sinn!
Die Schreckensnächte sind dahin!

Aus Liebe lernt ihm ferner trauen,
Wenn Unglück auf euch niederstürzt!
Ihr werdet seine Hülfe schauen;
Und seine Hand ist nie verkürzt.
Wenn wir auch keine Rettung sehn;
Er heißt die Noth vorübergehn.

Lobsingt ihm durch ein frommes Leben;
Dieß ist der beste Lobgesang.
Erwägt mit heiligem Erbeben:
Wer Sünde thut, versagt ihm Dank.

O heiligt, heiligt ihm das Herz,
Und dann vergeßt Gefahr und Schmerz!

Doch preiset ihn auch durch Erbarmen,
Wo ihr der Brüder Noth erblickt!
Bedenkt's, wie viele sind der Armen!
Gott will, daß ihr sie gern erquickt,
Damit sich Alles, Alles freu',
Und durch den Frieden glücklich sey!

Vernimm, o Gott, die Friedenslieder,
Die unser frohes Herz dir weiht!
Wie schallen unsre Tempel wieder
Von deiner Macht und Freundlichkeit!
Herr, unser Gott, dich loben wir!
Herr, unser Gott, wir danken dir!

Der ganze Tag wurde sehr feyerlich begangen. Abends waren bey Frau von Thalberg mehrere Freunde versammelt. Da erscholl vor ihrem Hause eine schöne Nacht-Musik, die ihr und ihrem Sohne zu Ehren von der Bürgerschaft veranstaltet worden war. Mehrere ach-

O heiligt, heiligt ihm das Herz,
Und dann vergeßt Gefahr und Schmerz!

Doch preiset ihn auch durch Erbarmen,
Wo ihr der Brüder Noth erblickt!
Bedenkt's, wie viele sind der Armen!
Gott will, daß ihr sie gern erquickt,
Damit sich Alles, Alles freu',
Und durch den Frieden glücklich sey!

Vernimm, o Gott, die Friedenslieder,
Die unser frohes Herz dir weiht!
Wie schallen unsre Tempel wieder
Von deiner Macht und Freundlichkeit!
Herr, unser Gott, dich loben wir!
Herr, unser Gott, wir danken dir!

Der ganze Tag wurde sehr feyerlich begangen. Abends waren bey Frau von Thalberg mehrere Freunde versammelt. Da erscholl vor ihrem Hause eine schöne Nacht-Musik, die ihr und ihrem Sohne zu Ehren von der Bürgerschaft veranstaltet worden war. Mehrere ach-

tungswürdige Männer, von der letztern abgeschickt, traten in das Zimmer, und bezeigten ihnen die Freude der Stadt über ihre glückliche Rückkehr, und den lebhaftesten Dank für alle ihre Anstrengungen und Opfer zum Besten des Landes. Das that ihrem Herzen sehr wohl, und sie vergaßen nun leicht die Unannehmlichkeiten, Gefahren und Leiden, die sie ausgestanden hatten.

Kaum war Frau von Thalberg wieder im Besitze einiger Geldsummen, so gedachte sie aller jener, die ihr in ihrer Noth beygestanden und Hülfe geleistet hatten, und sandte jedem von ihnen ein angemessenes Geschenk. Gut bedacht wurde vorzüglich der wackre Schuhmacher, bey dem sie gewohnt und in dessen Familie sie manches Gute genossen hatte. Dem Fabriks-Besitzer, der Eduarden Gelegenheit gegeben hatte, sich einiges Geld zu verdienen, schrieb dieser einen sehr verbindlichen Brief, und sandte seiner Frau Stoff zu einem schönen Kleide, ihm selbst aber ein kostbares Buch, welches derselbe zu besitzen wünschte. Herzlichen Dank,

nebst manchem freundlichen Andenken, erhielt auch die Ehrenthalsche Familie.

Noch stand der Frau von Thalberg und ihrem Sohne eine traurige, herzerschütternde Scene bevor. Sie reisten nähmlich nach dem Platze, wo der edle Thalberg, als ein Opfer hoher Vaterlandsliebe, gefallen war, und seine irdische Hülle begraben lag. Als sie ihn erreichten, flossen ihre Thränen, und ihr Innerstes durchkreuzten die schmerzlichsten Gefühle. Sie segneten dankbar den Vollendeten, und Eduard bog sich weinend über den Grabeshügel, und sprach schluchzend: „Ruhe sanft, guter, geliebter Vater, bis einst die Hand, die uns trennte, uns wieder auf ewig vereint! Guter Vater, ruhe sanft!“

Doch auf diesen Tag tiefer Trauer folgte bald ein Tag hoher, inniger Freude. Der Landesfürst, der alle die Gegenden bereiste, die durch den Krieg am meisten gelitten hatten, und überall hin Trost und Hülfe brachte, kam auch nach dem Aufenthaltsorte der Thalbergschen Familie, deren Verdienste ihm wohl be-

kannt waren. Wie sehr wurde dieselbe überrascht, als er bald nach seiner Ankunft in ihre Mitte trat, und mit herablassender Huld und Freundlichkeit Mutter und Sohn über die erlittenen Unfälle zu trösten bemüht war. Eduard erhielt aus seiner eignen Hand den Orden des Verdienstes, Frau von Thalberg aber einen kostbaren brilliantenen Halsschmuck. Einige Wochen nach des Fürsten Abreise erhielten sie von seinem Kanzler die Meldung, daß der gütige Fürst den Meierhof, in dessen Nähe der alte von Thalberg gefallen war, an sich gekauft, und beschlossen habe, diesem edlen Patrioten auf Kosten des Staates ein Denkmahl zu setzen, und den Meierhof nebst den umliegenden Grundstücken der Thalbergschen Familie auf ewige Zeiten zu schenken.

Eduard lebte nun mit seiner geliebten Mutter zufrieden und glücklich. Er verbreitete Freude und Segen um sich, und wenn er bisweilen an seine einstigen Bedrängnisse und Leiden dachte und damit seine jetzige Lage verglich, rief er gerührt die Worte des Dichters aus:

„Guten ergeht es am Ende doch gut!“.

II.

Die Salz-Bergwerke zu Wieliczka und Bochnia in dem ältern Galizien.

Die Wieliczkaer Salzbergwerke — so schreibt der, leider! zu früh verstorbene Kinderfreund Bredetzki — gehören unstreitig zu den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der, an Naturwundern überreichen, Oesterreichischen Monarchie. Schade indeß, daß ein Paar Schriftsteller die Sache übertrieben, und unbegreifliche Unrichtigkeiten von denselben verbreitet haben, die ein sonst geschätzter und um die Jugend verdienter Mann in ein Buch aufgenommen hat, welches seiner sonstigen Brauchbarkeit wegen in tausend Händen, und selbst in Oesterreich — ohne Berichtigungen — nachgedruckt wor-

den ist. Ich meine C. Ph. Funke's Naturgeschichte und Technologie für Lehrer in Schulen u. s. w. (Siehe V. B. S. 210 — 213.) Zwar haben um die nähmliche Zeit Carosi und Hacquet von diesem Bergwerke treffliche Nachrichten gegeben; aber sie stehen in größeren Werken, die man in unsern Tagen häufig citirt, aber fein ungelesen läßt; denn nur so konnte es kommen, daß offenbar falsche Nachrichten über Wieliczka sich in Ansehn erhielten. Meine Absicht kann hier nicht seyn, eine genaue Berichtigung jener Nachrichten, und so eine gelehrte Abhandlung über das Wieliczkaer Bergwerk zu liefern. Ich werde mich vielmehr begnügen, der wißbegierigen Jugend einen so viel möglich richtigen Begriff von diesem erhabenen Werke der Natur und der Kunst beyzubringen, und ihr meine Erfahrungen über dasselbe zur Unterhaltung und Belehrung mittheilen.

Wieliczka liegt an dem rechten Ufer der Weichsel, in einer Entfernung von zwey Stunden, auf den letzten Flötzbergen der nörd-

lichen Karpathen, in einer Bergschlucht, anderthalb Meilen von Krakau. Man hat von Podgorze (Unterbergen) eine treffliche Kunststraße, so, daß man den Weg nach Wieliczka in einer Stunde machen kann.

Wieliczka an sich ist ein kleines, unansehnliches Pohlnisches Städtchen, wo man wenig gemauerte Häuser, sondern meistens von Holz erbaute, chaotisch unter einander geworfene Chaluppen zu sehen bekommt. Bey regnerischem Wetter ist der Ort kaum zu passiren. Von Holz verfertigte Fußsteige unterhalten zwischen viel besuchten Orten eine nothdürftige Verbindung. Im Frühling und Sommer nimmt sich indeß dieser Ort der vielen Gärten wegen bey schönem Wetter recht gut aus. Der größte Theil der Einwohner besteht aus Pohlen. Auch Deutsche befinden sich hier viele.

Das Wieliczkaer Bergwerk hat mehrere Schächte. Der Haupteingang befindet sich in der Stadt. Der Schacht, welcher dazu benutzt wird, heißt Danielowiec. Er ist von dem Verwalter gleichen Nahmens im Jahre 1640

angelegt worden. Das ober demselben erbaute Huthaus befindet sich in dem besten Zustande, indem es erst in den Jahren 1780 erbaut wurde. Es war mir gar nicht wohl zu Muthe, als ich in den hundert und etlich und zwanzig Ellen tiefen, unten mit einigen Grubenlichtern erleuchteten Schacht einen Blick warf. Meine Aengstlichkeit vermehrte sich um ein Gutes, da ich, mit drey von meinen Begleitern in Schlingen, die an dem Fahrseile befestiget waren, sitzend, ober dieser Tiefe schwebend, hinabgelassen wurde.

Eine Klafter ober uns hingen an dem nähmlichen Fahrseile vier andere Begleiter so wie wir in Schlingen. Der Schacht ist sorgfältig ausgezimmert, ziemlich geräumig (er dürfte 1½ Klafter im □ betragen), aber doch durch die Feuchtigkeit an den Wänden schmutzig. Unser Führer wußte indeß, mittelst eines in der Hand haltenden Stöckchens, so geschickt das Anstoßen an die Wand zu hindern, daß wir wohlbehalten den Boden erreichten. So gefährlich dieses Hinablassen in den Schlingen bey dem ersten

Anblicke scheint, so sicher ist es, weil durch die Schwere des Körpers die Hinabschwebenden so aneinander gedrängt werden, daß eine unbegreifliche Ungeschicklichkeit nothwendig wäre, um aus den Schlingen zu fallen.

Einige Klaftern von jenem Platze, wo wir die Streckſohle (so nennt man den Boden des Bergwerks) beym Herablaſſen erreichten, entfernt, iſt die berühmte

St. Kunigunden-Kapelle,

in welcher täglich früh Meſſe geleſen wird. Die Bilder, welche ſich meine Phantaſie von diesem unterirdiſchen Tempel, der ganz in Salz gehauen iſt, entwarf, waren zu ſchön und zu romantiſch, als daß ſie mit der Wirklichkeit nicht hätten contraſtiren müſſen. Die Kanzel, der Altar und beſonders die zur Verzierung angebrachten Figuren müſſen ehmahls mehr nach den Regeln der Kunſt geformt geweſen ſeyn; jetzt iſt dieß nicht der Fall. Durch die Einwirkung der Luft ſind zur Zeit mehrere we-

sentliche Theile an den Figuren weggebeitzt worden. Die aus Krystallsalz gearbeitete Bildsäule August II. ist bereits ohne Nase; die übrigen Theile des Gesichts sind gleichfalls so unkenntlich geworden, daß ihr Anblick keinen angenehmen Eindruck machen kann. Am täuschendsten sind zwey vor dem Altare kniende, gleichfalls in Salz gehauene Mönchsgestalten. Stellung, Form und alles an denselben ist so natürlich, daß man sie leicht für wirkliche Personen halten kann.

Die ganze Kapelle sammt ihren Bestandtheilen ist von dem Lampendampf mit einer schwarzen Rinde überzogen, die diesem Orte ein düsteres, melancholisches Ansehen gibt. Als dieses Meisterwerk noch neu war, muß das von allen Seiten durch die eigene Textur des Salzes tausendfach zurückbrechende Lampenlicht einen großen Effect hervorgebracht haben; jetzt kann dieß schon darum nicht mehr der Fall seyn, da der Zahn der Zeit vieles verunstaltet, und der Lampendampf die Salzwände mit Ruß belegt hat.

Von hier wandelten wir durch lange Gänge an die

Treppen,

die in den zweyten Stock führten. Diese Treppen sind so bequem und geräumig, daß zwey, auch drey Personen neben einander gehen können. Hie und da sind Ruhebänke in Salz gehauen, und man glaubt, sich in der Oberwelt zu befinden, und einen finstern, gothischen Thurm hinabzusteigen.

Ueber die Richtung, welche wir bey unserer beynahe sechsstündigen Wanderschaft in dieser unterirdischen Welt nahmen, kann ich gar keine Rechenschaft ablegen; ohne Compaß kann dieß kaum derjenige thun, welcher hier zu Hause ist. Es gibt in diesem Bergwerke so viele Gänge, Stollen und Felder, daß eine genaue Beschreibung derselben ermüden müßte, wenn sie auch noch mit so viel Geist abgefaßt wäre. Ich werde mich bloß auf die Beschreibung einiger Parthieen einschränken, die mir besonders wichtig schienen.

Es befinden sich in diesem Bergwerke unter andern ein Paar merkwürdige

Säle,

die, ganz in Salz gehauen, wie Werke der Baukunst schön und fest, zur Bewunderung auffordern. Das Merkwürdigste daran ist, daß sie in zwey verschiedenen Stockwerken übereinander gebaut sind. Wenn diese Gruben ein Prinz von Geblüt oder sonst ein hoher Gast besucht, so werden diese Säle mit vielen Lampen beleuchtet. Dieß geschieht auch in den Hauptgängen. Diese Beleuchtung macht einen großen Effect, indem die Lichtstrahlen, von tausend Puncten zurückgebrochen, ein Flimmern veranlassen, welches die Anwesenden in eine romantische Feenwelt versetzt. Ich sah eine solche irdische Beleuchtung nie; aber mehrere Personen haben mich versichert, daß der Eindruck derselben einzig ist. Eben so eigen ist in diesen Sälen die Wirkung des Schalls. Am meisten überraschte mich der Anblick

der Arbeiter.

Da sie nicht einzeln in engen Gängen ein-

geschlossen sind, sondern gewöhnlich in großen Räumen arbeiten: so kann man auf einen Blick viele derselben übersehen. Der eine Haufe beschäftigt sich mit Aushauen der Salztafeln, der andere mit Zubereitung verschiedenartiger Formen, in welchen das Salz zu Tage gefördert und verschlissen wird, ein dritter schleppt die fertigen Stücke an bestimmte Orte, wo sie, auf Wagen geladen, von Pferden weiter gebracht, und endlich vermittelst Kehrräder in den Schächten hinaufgezogen werden.

Die meisten dieser Arbeiter fand ich halbnackend beschäftigt. Ohne Hemd, die Hüften bloß mit leinenen Hosen bedeckt, sieht man sie, den alten Cyclopen gleich, in mannigfaltigen Stellungen freudig ihr schweres Tagewerk verrichten. Sie thun dieß, theils um ihre Kleider zu schonen, mehr aber noch darum, um zu verhindern, daß sich nicht kleine Salzsplitter in das Gewand einhängen, in dem diese Fragmente den armen Menschen höchst lästig, oft unerträglich werden. Das Gewühle dieser hin und her wogenden Menge, die mannigfal-

tigen Gruppirungen derselben, und dazu die erleuchteten halbkrystallnen Wände — dieß alles stellt ein interessantes Gemählde dar. Man hatte für mich die Gefälligkeit, jede Gattung von Arbeit vorzunehmen. So löste man eine große Salztafel von der Wand ab, und theilte dieselbe in transportable Stücke. Bey allen diesen Arbeiten hatte ich Gelegenheit genug, die außerordentliche Geschicklichkeit dieser Menschen zu bewundern. Jeder Schlag ist in seinen Wirkungen auf das genaueste berechnet. Immer trifft der Bergmann die bezeichnete Stelle mit seiner zugespitzten Keilhau; er weiß auf ein Haar den Moment anzugeben, in welchem die Tafel sich von der Wand ablöst, und zu Boden stürzt. Ob die Leute gleich kein Maaß und Gewicht bey Händen haben: so wissen sie doch das vorgeschriebene Gewicht des aus freyer Hand gehauenen Steinsalzes zu treffen. Stücke, welche einige Pfunde mehr oder weniger wiegen, werden den Arbeitern nicht bezahlt.

Die gewöhnlichen Formen, welche das Salz erhält, ehe es verschlissen wird, sind:

a) Balbanen, welche ganz die Gestalt kleiner Fässer haben, um desto bequemer geladen und verführt zu werden.

b) Stückensalz, welches die Gestalt länglicher Quadrate hat.

c) Bröckelsalz, welches kleine, unregelmäßige Stücke sind, die, in Fässer geladen, verführt werden.

Die Zahl der Bergleute betrug vor zwey Jahren 600 Mann, welche abwechselnd, theils in Schichten, theils nach Stücken, arbeiten. — Es gibt hier, wie in jedem Bergwerke Tag- und Nachtschichten. Ihr Verdienst ist nicht sonderlich groß, wenige brachten es über 20 Kr. täglich. Nur wenn sich einige fleißige Arbeiter verbinden, und gemeinschaftlich bestimmte Arbeiten übernehmen, bringen sie es höher. Frappant ist der Anblick der unterirdischen

Stallungen.

Da eine Menge Pferde (sie werden, so wie die Menschen, in Schlingen ins Bergwerk gelassen) zum Transportiren des Salzes bis an

die Stollen gebraucht werden, so hat man für dieselben große Stallungen in Salz gehauen. Ober den Eingängen in dieselben fließt süßes Wasser in einer hölzernen Rinne. Diese Pferde kommen, wenn sie einmahl in diese unterirdischen Gemächer hinabgelassen werden, selten mehr an das Tageslicht, erblinden bald, befinden sich übrigens recht wohl. Wenigstens war ich Zeuge, wie trefflich sie sich das Futter schmecken ließen.

Ehe ich dieses erhabene Werk der Natur und Kunst verließ, besuchte ich noch einen Theil der alten, schon halb eingefallenen Baue. So unbequem in derselben das Fortkommen ist: so wurde ich doch durch ein neues, ungewohntes Schauspiel sehr angenehm für meine Bemühungen schadlos gehalten, indem ich einen

unterirdischen Salzwasser-See

zu sehen bekam. Am Ufer dieses Sees (ich will ihn nun so nennen) befand sich eine, aus mehreren Holzbälken zusammengefügte Plätte. Einer von den uns begleitenden Lampenträgern bestieg

dieses sehr lose zusammenhängende Wasserfahrzeug, und ruderte weiter. Es war ein eigner Anblick, diesen Charon, mit einer Lampe in der einen und mit dem Ruder in der andern Hand, unter diesen schauerlichen Gemächern umher schiffen zu sehn, und den dumpfen Ruderschlag tönen zu hören. Indeß freute ich mich sehr, den Verwegenen wohlbehalten wieder auf festem Boden zu erblicken. Denn obgleich mir mein Führer versicherte, das Wasser dieses unterirdischen Sees sey so stark mit Salztheilen vermischt, daß der menschliche Körper in demselben nicht untersinken könnte, wie dieß bey einem hineingefallenen Arbeiter der Fall gewesen seyn soll: so wollte ich mich doch im Vertrauen auf eine solche Versicherung hier keiner Gefahr Preis geben. Zwar wäre die Sache nicht unmöglich, da der Unterschied der specifischen Schwere eines gesunden menschlichen Körpers mit der des Wassers nicht so bedeutend groß ist. Ein alter Bau ist hier durch eindringende Tagwassen ersäuft worden, und hat diesen kleinen See gebildet. Man fürchtet sehr, daß das gan-

ze Bergwerk bey einem nochmahligen Einsturz der unterirdischen Gemächer ersäufen könnte.

Wenn man indeß bedenkt, daß Wieliczka wenig Wasser besitzt, daß das meiste zum Gebrauch für die Einwohner aus den Wasserbehältern, welche sich auf dem Berge nahe bey Alt-Lednicza befinden, in Röhren nach der Stadt geleitet werden muß, und daß im Fall eines Erdeinsturzes diesem Wasser leicht eine andere Richtung gegeben werden kann: so wird man diese Besorgniß für ungegründet halten. Immer ist es eines der größten Wunder der Natur, daß auf diesem ungeheuren Salzfloß die Natur für ein großes Magazin reinen süßen Wassers Sorge getragen hat. Ohne dieses Wasser könnten weder die Einwohner von Wieliczka bestehen, noch der Bau des Werks betrieben werden.

Ich habe, so wie jeder Fremde, von diesem ungeheuren Werke, das bereits vier Stockwerke hat, nur einen sehr kleinen Theil gesehen, und mich überzeugt, daß dasselbe zu den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der Oesterreichi-

schen Monarchie gezählt werden müsse, ob ich gleich von „einer volkreichen Ebene mit Häusern, Heerstraßen, von ganzen Familien, die mit der Oberwelt wenig oder gar keinen Verkehr haben, die in Haufen von Häusern wie in Dörfern beysammen wohnen.“ *) gar nichts gesehen haben. Daß Menschen in diesen unterirdischen Gemächern wohnen, hier leben und sterben sollen, die nie das Tageslicht erblicken, ist eine unverzeihliche Erdichtung. Die Arbeiter verlassen die Gruben, so oft ihr Tagewerk vollendet ist, und verfügen sich zu seiner Zeit wieder in dieselben. Es ist wohl möglich, daß bey einem hohen Besuch in dem Augenblick Pauken und Trompeten sich hören lassen, in welchem ein großes Stück Salz losgelassen wird; aber für gewöhnlich wäre eine solche Gewohnheit Unsinn und ein kindischer Luxus, den man mit nichts in der Welt rechtfertigen könnte. Ich habe von allem diesem hier nichts gehört.

*) Funke am angeführten Orte.

Darum bleibt Wieliczka doch ein groſſes Denkmahl menſchlicher Induſtrie und Betriebſamkeit. Ich habe die Oedenburger Steinkohlen-Bergwerke, ich habe die Schemnitzer, ich habe das Herrngrunder groſſe Kupferbergwerk befahren; aber alle dieſe Werke halten den Vergleich mit den Wieliczkaer Salzgruben nicht aus. Hier iſt alles groß und erhaben. Die unterirdiſchen Gänge und Treppen, die Felder, in welchen gearbeitet wird, die Säle, überall weht die geſundeſte Luft, überall iſt Raum, überall Majeſtät und Größe!

Für ein ſo weitläufiges Werk hat dasſelbe immer nur wenig Waſſer zu gewältigen; dieß geſchieht mit den gewöhnlichen Maſchinen. Die hier befindliche Sohle wird aus Mangel an Holz nicht benutzt; in dem Bergwerke ſetzt ſie eine Menge ſchöner Geſtalten ab.

Salzarten.

Am häufigſten kommt hier das ſogenannte Schachtſalz (Szybikowa) vor. Dieſes Salz hat eine ſpatige Bildung, iſt grau von Farbe

und hart. Aus dieser Gattung werden die Balvanen und das Stückensalz bereitet. An einigen Orten findet man auch reines, durchschimmerndes Krystallsalz (Oczkowata), woraus eine Menge Spielsachen verfertigt, und an Fremde verkauft werden. Die vielen Abstufungen dieses Salzes will ich nicht anführen, da sie, durch die größeren und geringeren Beymischungen fremder Körper bestimmt, auch ihre verschiedenartigen Benennungen davon erhalten, wie z. B. das Grünsalz (Zielsna) Prensalz (Jarka) ꝛc.

Die Entdeckung dieses Bergwerks fällt sich in das graue Alterthum. Vom Jahr 1105 an findet man bereits in Urkunden Erwähnung desselben. Es wird von der Art der Erfindung eine Menge gefabelt. Schwer kann indeß die Entdeckung desselben nicht gewesen seyn, da man überall auf der Oberfläche an jedem Erdbruche Spuren von Salz sehen kann.

Die Hauptniederlage von den Wieliczkaer Salz ist zu Podgurze, an den Ufern des Weichselstromes. Von hier wird es die

Weichsel aufwärts ins Preußische verführt. Zu diesem Behufe gibt es hier eine ganze Salzflotille. Es war für mich der reitzendste Genuß, wenn ich dieselbe, auf den Schloßfelsen zu Krakau sitzend, durch Pferde hinaufziehen sah. Funfzehn, zwanzig und mehr Fahrzeuge folgten, von einem geschickten Fährmanne geleitet, einander nach, während andere mit Steinkohlen beladen den Strom abwärts schwammen. Dieß bunte Leben an den Ufern der Weichsel macht Krakau recht lebhaft, obgleich in der innern Stadt gewöhnlich eine klösterliche Stille herrscht.

Vier Meilen von Wieliczka, ostwärts, befinden sich zu Bochnia, einer sehr schön gelegenen Kreisstadt, gleichfalls große Salzbergwerke. Der Bau dieser Bergwerke ist indeß bey weitem nicht so interessant, auch nicht so bedeutend. Bedenkt man dabey, daß in der ganzen Reihe der Galizischen Karpathen-Vorgebirge Salzspuren, daß in dem Samborer, Stryer, Stanislawower und Bukowiner Kreise mehrere ergiebige Salzsiedereyen, im letztern Kreis auch ein Steinsalzbergwerk vor-

handen sind: so ist es wohl gewiß, daß dieses Salzflöß eines der größten und merkwürdigsten in Europa genannt zu werden verdiene.

III.

Der Sommermorgen.

Es war ein schöner Sommermorgen. Die Sonne war eben in ihrer vollen Pracht aufgegangen, und nach allen Seiten hin erblickte man in Gottes Natur neues Leben und neue Kraft. Da kam Herr Seefeld mit seinem Sohne Erich dahergegangen, und stieg mit ihm einen kleinen Hügel hinan, der mit einem hübschen Tannenwäldchen bedeckt war.

Herr Seefeld hatte seinen Sohn gewöhnt, recht frühe das Bett zu verlassen, und gern ging er dann mit ihm zur Stadt hinaus ins freye Feld, und freute und unterhielt sich mit ihm über mancherley nützliche Gegenstände,

besonders über die Schönheiten und Wunder der Natur. Wenn dann Erich über das, was er sah und hörte, ein inniges Vergnügen empfand, machte ihn der Vater auf den unsichtbaren Urheber aller Dinge aufmerksam, und bethete nicht selten mit ihm zu Gott, der alles geschaffen hat, und alles erhält und regiert.

Dießmahl bestiegen Vater und Sohn einen Hügel, auf welchem sie noch nie gewesen waren. Sie fanden die Aussicht sehr angenehm und freundlich. Ringsherum wallten fröhliche Saaten; hie und da guckte ein Dörfchen unter grünen Bäumen hervor; ein kleiner Fluß schlängelte sich durch ein anmuthiges Thal, und muntre Vögel sangen nach allen Seiten hin ein fröhliches Morgenlied.

Alles dieses erfreute Erichs Herz. Aber vor allem andern zog ihn die emporgestiegene Sonne an. „Vater, sprach er, es ist doch eine herrliche Sache um die Sonne! Sie ist doch die schönste Zierde des Himmels!“

Wohl hast du Recht, versetzte Herr Seefeld. Unter den unzähligen Gestirnen, die sich

im unermeßlichen Luftraume herum bewegen, ist sie für uns Erdebewohner von der größten Wichtigkeit. Wir können sie mit gutem Grunde eine Himmelskönigin nennen. Ihrem Einflusse haben wir ungemein viel zu verdanken. Wäre sie nicht, so müßten wir das Licht entbehren, und es umgäbe uns fortwährend finstere Nacht.

Das wäre traurig und schauerlich! sprach Erich.

Nicht nur traurig und schauerlich, erwiederte der Vater, sondern auch sowohl für Menschen und Thiere, als auch für das Pflanzenreich sehr nachtheilig. Du weißt es noch nicht, mein Sohn, und die meisten Menschen wissen es eben so wenig wie du, wie ungemein viel auf das Licht der Sonne ankommt, wenn alles Lebendige fortkommen und gedeihen soll. Menschen, Thiere und Pflanzen würden nur kümmerlich ihr Leben fristen, und bald genug zu Grunde gehen, wenn sie nicht durch das Licht der Sonne gleichsam genährt, belebt und gestärkt würden. Mache nur einmahl einen Ver-

such mit Blumen; stelle sie eine Zeitlang an einen finstern Ort hin, und du wirst sehen, daß sie schnell dahin welken werden. Nichts, was auf Erden lebt, kann das Sonnenlicht entbehren. Dieses trägt auch zur Erheiterung der Geschöpfe unendlich vieles bey. Ist der Himmel mit Wolken bedeckt, so nimmt alles um uns eine düstere Gestalt an, und wir selbst werden leicht mißmuthig, trübsinnig und verdrießlich. So wie aber die Sonne wieder erscheint, heitert sich unsere Seele auf, wir werden zufriedener und froher, und die ganze Welt erscheint uns in einer freundlicheren Gestalt.

Das ist wahr, versetzte Erich, ich habe dieses schon oft an mir selbst erfahren.

Das sollten die Menschen, fuhr Herr Seefeld fort, recht fleißig in Erwägung ziehen; sie würden dann ihrem großen Schöpfer herzlich dafür danken, daß er die Sonne geschaffen hat, und erhält. Aber nicht nur durch ihr wohlthätiges und erfreuendes Licht ist sie uns überaus nützlich; sondern auch durch ihre Wärme. Ohne sie würde eine ewige Kälte herrschen, bey wel-

cher auf Erden nichts fortkommen und gedeihen könnte. Die Pflanze, so wie der Mensch und das Thier bedürfen einer äußerlichen Erwärmung, wenn sie nicht bald erstarren und zu Grunde gehen sollen. Und diese Erwärmung erhalten sie ganz vorzüglich durch die Sonne, deren herrliche Strahlen nicht nur Licht, sondern auch eine wohlthätige Wärme ringsherum verbreiten. Nur durch diese wird es möglich, daß Menschen und Thiere fortleben und sich ihres Daseyns freuen können, daß das ausgestreute Saamenkorn zu einem Halme emporsproßt, der gepflanzte Baum fortkommt, Blätter und Blüthen hervorgetrieben werden, die Früchte des Feldes und der Bäume reifen, die Gewässer fließen, und auf Gottes Welt reges Leben und rege Freude sichtbar ist. Ohne die Wärme, welche die Sonne ausströmt, wäre an kein Wachsthum, an kein Gedeihen des Gesäeten und Gepflanzten, an keine Freude, ja selbst an kein Leben zu denken.

Vater! sprach Erich, du machst mich auf etwas aufmerksam, woran ich bisher nicht ge-

dacht habe. Ich habe wohl recht oft mit Vergnügen die schöne Sonne betrachtet; aber ich wußte nicht, daß sie gar so wichtig und nützlich für uns sey. Mit ganz andern Augen und Gefühlen will ich von nun an auf sie hinblicken, und mich immer herzlich darüber freuen, daß Gott sie geschaffen hat.

Unstreitig hat uns Gott dadurch eine der größten Wohlthaten erwiesen, für die wir ihm nicht genug danken können, erwiderte Herr Seefeld. Und wenn wir vollends über die Sonne näher belehrt sind, so finden wir ungemein viel Veranlassung, des Schöpfers Macht und Weisheit zu bewundern, und anbethend auszurufen: Groß ist der Herr der Welt!

Erich bath den Vater, ihm wenigstens noch Einiges über die Sonne mitzutheilen, und dieser erfüllte gern die Bitte des wißbegierigen Sohnes, und sprach unter andern Folgendes:

Der große, herrliche Weltkörper, den wir Sonne nennen, schwebt in ruhiger Majestät in dem unermeßlichen Himmelsraume über unsrer Erde, und scheint, sich gleichförmig um-

dieſelbe zu bewegen. Aber ſehr oft trügt der Schein. Dieß iſt auch hier der Fall. Jahrtauſende lang war man des Glaubens, unſre Erde ſtehe feſt, und die Sonne drehe ſich um ſie herum. Zwar gab es ſchon in den älteſten Zeiten einſichtsvolle Männer, denen dieß unwahrſcheinlich vorkam; aber ihre Behauptungen des Gegentheils wurden um ſo weniger als richtig angenommen, je weniger ſie dieſelben beweiſen konnten. Endlich wurde zu Thorn 1472 ein Mann geboren, der über dieſe Sache ein ganz neues Licht verbreitete, und den Satz nicht nur aufſtellte, ſondern auch bewies: daß die Sonne ſich keineswegs um die Erde, ſondern die Erde nebſt einigen andern Planeten *), ſich um die Sonne bewege, und daß dieſe ſich im Mittelpunkte jener Weltkörper befinde, die ſich um ſie drehen. Dieſer Mann hieß Nicolaus Copernicus, und ſeine Meinungen über das

*) Planeten nennt man jene Geſtirne, die ihr Licht von der Sonne erhalten, und ſich um ſie bewegen.

Weltgebäude fanden zwar Anfangs vielen Widerspruch, wurden aber nach und nach allgemein als richtig und wahr angenommen.

Die Sonne scheint uns zwar klein, aber auch hier trügt der Schein. Sie ist vielmehr ein ungeheuer großer Weltkörper, und ihr körperlicher Inhalt übertrifft den Inhalt unsrer Erde beynahe anderthalb Millionen Mahl. Wollte man ihre Dicke ausmessen, so müßte man hundert und zwölf Erdkugeln auf einander thürmen. Aber sie scheint uns klein zu seyn, weil sie von uns einund zwanzig Millionen Meilen weit entfernt ist. Eine außerordentlich große Entfernung! Man erhält hievon nur dann einen recht anschaulichen Begriff, wenn man bedenkt, daß eine Kanonenkugel, wenn sie in Einem fort Tag und Nacht mit ungeschwächter Schnelligkeit der Sonne zuflöge, doch nicht früher dieselbe erreichen würde, als in fünf und zwanzig Jahren. Und doch fällt das Licht, das sie uns sendet, in acht Minuten auf unsere Erde, weil es sich mit einer fast unglaublichen Schnelligkeit bewegt.

Die Sonne ist von andern Weltkörpern, wie eine Mutter von liebenden Kindern, umgeben. Mit diesen Weltkörpern, Planeten genannt, stehet sie in einem näheren Verhältnisse; sie trägt und erhält sie durch die ewigen Gesetze, die in ihr liegen, und führt sie gleichsam an geldenen Seilen rund um sich herum. Die vorzüglichsten dieser Planeten sind: der Merkur, die Venus, die Erde, der Mars, der Jupiter, der Saturn und Uranus. In den letzten zwey Jahrzehenden sind mehrere neue Planeten entdeckt worden, und es ist kaum daran zu zweifeln, daß man in der Folge der Zeit, wenn besonders unsere Fernröhre noch mehr vervollkommnet werden, noch so manche neue Entdeckungen dieser Art machen wird.

Was uns dabey zur größten Bewunderung stimmen muß, ist der wichtige Umstand, daß seit Erschaffung der Welt in dem Verhältnisse der Planeten zu der Sonne keine Störung und Verwirrung vorgefallen ist. Die ersteren bewegen sich noch heute in einer schönen, abge-

meßnen Ordnung, in der sie ihren Kreislauf begonnen haben, als Gott die Welt erschuf. Nur eine kleine Abweichung von ihrer Bahn wäre nöthig, um sie alle in die größte Unordnung zu bringen, und ihren Untergang herbeyzuführen. Berührte einer den andern, so würden beyde in Trümmer zerfallen. Käme einer oder der andere der Sonne näher, so würde er durch eine übermäßige Hitze, entfernte er sich von ihr, so würde er durch eine übergroße Kälte zerstört und vernichtet werden. Aber von diesem allem ist bisher nichts geschehen, und wir dürfen auch nicht befürchten, daß etwas davon jemahls geschehen werde. Denken wir darüber etwas tiefer und ernster nach, so fühlen wir uns mächtig ergriffen, und gestimmt, hinzufallen und die Macht und Weisheit dessen anzubethen und zu preisen, der die unermeßlich große Welt nicht nur so schön gebaut, sondern auch so weise eingerichtet hat, daß wir auf ihr ruhig, sicher und glücklich leben können Blickten die Menschen oft gen Himmel, und dächten sie nach über die Einrichtungen und Wunder

der Natur: sie würden in der That die zahlreichen Wohlthaten, die sie aus des Schöpfers Hand empfangen, nicht mit so vieler Gleichgültigkeit betrachten und genießen, sondern recht oft dankbar den loben und preisen, von dem alles Gute kommt. Mein Sohn! o sey du stets ein Verehrer der Natur; wandle gern in ihrem heiligen Tempel; betrachte gern und nachdenkend ihre Pracht und ihre wundervollen Werke; denke dann an den, der sie geschaffen hat, erhält und regiert, und weihe ihm, aus Liebe und Dank, dein Herz und dein Leben!

Erich blickte gerührt dem Vater in das freudetrunkne Auge, legte seine Hand in die seinige, und ein sanfter Druck derselben verrieth die Empfindungen und Vorsätze des guten Sohnes. — Es herrschte einige Augenblicke hindurch eine vielsagende Stille. Erich wollte sie unterbrechen, aber er schwieg; denn so eben vernahm man den Klang einer Harfe, und es währte nicht lange, so hörte man auch einen sanften, frommen Gesang. Deutlich konnte man folgende Strophen verstehen:

Sey mir gegrüßt, zu meines Gottes Ehre,
Du, unsrer Erde Königinn!
Steig auf, und geuß, aus deinem Flammenmeere,
Erstaunen vor dich hin!

Daß alle Welt anbethend niederfalle
Vor dem, der dich so schön gemacht;
Der Menschen schuf, und väterlich für alle
Mit seiner Allmacht wacht.

Daß überall, bis hin zur fernsten Zone,
Die staunend deine Größe sieht,
Zufriedenheit und Lieb' und Eintracht wohne,
Die jetzt den Erdkreis flieht.

Und so sey du, was du ihm stets gewesen,
Dem Erdenvolke Gottesblick!
Dem Lande Frucht, dem Kranken bring' Genesen,
Dem Armen Trost und Glück.

Wann traurig ich nach ihr, o Schöpfer, blicke,
Weil deine Weg' ich nicht versteh',
Geuß Heiterkeit durch sie ins Herz, und schicke
Mir Kraft, daß ich bestehʼ!

Daß ich, dir ähnlich, redlich mich bestrebe,
Was um mich webet, zu erfreun.
Auf jeden Gutes viel, so lang' ich lebe,
Mit Liebe auszustreun.

Der Sänger schien nicht weit entfernt. Wir wollen ihn aufsuchen, sprach Herr Seefeld, und wandelte mit dem Sohne nach der Gegend hin, woher der Gesang zu kommen schien. Es währte nicht lange, so standen sie vor einem ältlichen Manne, der unter einem Baume saß, und nun still und nachdenkend nach der Sonne hin sah. Zu seinen Füßen lag ein Hund; neben ihm eine Reisetasche; die Harfe hatte er an den Baum gelehnt.

Herr Seefeld und Erich grüßten den Mann mit aller Freundlichkeit, und ließen sich mit ihm in ein Gespräch ein. Anfangs war er sehr einsylbig, aber nach und nach wurde er zutraulicher, und am Ende ließ er sich sogar herbey, die Bitte des Herrn Seefeld zu erfüllen, und ihm kurz mit seiner Lebensgeschich-

te bekannt zu machen. Er erzählte daraus Folgendes:

IV.

Der glückliche Unglückliche.

(Fortsetzung.)

Ich bin — so lautete des Mannes Erzählung — der Sohn eines Stahlarbeiters, der in seinem Fache große Geschicklichkeit besaß, aber des Jahres kaum so viel zu erwerben im Stande war, als er zum Lebensunterhalte bedurfte. Indeß lebte er doch sehr zufrieden und glücklich. Seine größte Freude fand er im Kreise der Seinigen. Meine Mutter war eine verständige, stille und gottesfürchtige Frau, die ihm bey seinem Gewerbe so viel als möglich beystand, und Freude und Leid mit ihm treulich theilte. Sie lebten mit einander in der schönsten Eintracht,

und eines suchte dem andern das Daseyn zu erleichtern und angenehm zu machen.

Wir waren vier Kinder, zwey Söhne und zwey Töchter. Die letzten starben schnell nach einander in einem Winter, in welchem ein bösartiges Nervenfieber sehr viele Menschen dahin raffte. Der Verlust meiner Schwestern betrübte die guten Aeltern tief. Sie weinten, so oft sie daran dachten. Aber ihre Betrübniß war ganz eigner, stiller Art. Sie äußerte sich keinesweges durch laute Klagen, sondern durch eine sanfte Wehmuth und stille Thränen. Sie wußten sich jedoch immer bald wieder zu fassen und zu trösten. Oft hörte ich meinen Vater sagen: Sey ruhig, mein gutes Weib! die, um die wir trauern, hat ein liebreicher Gott zu sich genommen. Sie sind gut aufgehoben, und ihnen ist wohl! — „Ja wohl sind sie gut aufgehoben, versetzte hierauf gewöhnlich die Mutter; der Herr hat's gegeben; der Herr hat's wieder genommen; der Nahme des Herrn sey gelobet!“ Nicht selten sangen sie in solchen Stunden ein frommes Lied; ihre Thränen trock-

teten, und ihr Angesicht wurde wieder ruhig und heiter.

Das alles machte einen tiefen Eindruck auf mein Herz. Es kam mir vor, wie wenn ein unsichtbares, höheres Wesen meine Aelteren umschwebe, und ihnen in Augenblicken des Schmerzes und der Traurigkeit den Kelch des Trostes und der Erquickung reiche. Des Vaters und der Mutter Gottesfurcht und Frömmigkeit theilte sich auch meinem Gemüthe mit; ich ahndete einen höheren Geist über mir, und fing ihn an zu lieben und anzubethen.

Mein Vater that für meine Bildung so viel er konnte. Er hielt mich zum fleißigen Besuche der Schule an, und sah mit aller Sorgfalt und Strenge darauf, daß ich zu Hause alle meine Schularbeiten mit aller Pünktlichkeit verrichtete; erst wenn ich dieß gethan hatte, erlaubte er mir einige Erholung und Unterhaltung. Er gewöhnte mich dabey an Thätigkeit, Ordnung, Genügsamkeit und Folgsamkeit. Bisweilen ging er mit mir und meinem jüngeren Bruder spazieren, und ich erinnere mich noch immer mit

vielem Vergnügen an die lehrreichen Gespräche, die er mit uns führte. Besonders gern lenkte er seine Unterhaltungen auf Gott, und sagte oft zu uns: „Lieben Kinder, vergeßt euren gütigen Schöpfer nie; haltet euch stets an ihn; wandelt auf seinen Wegen; vertrauet ihm mit ganzer Seele, und hoffet von ihm allezeit das Beste!“

Ich stand im vierzehnten Jahre, als mein guter, theurer Mutter starb. Der Vater trauerte lange um sie, und auch mir und dem Bruder blieb sie unvergeßlich. Bald nach ihrem Tode bekam ich große Augenschmerzen, die mich und den Vater drey Jahre lang mit Kummer und Trauer erfüllten. Es schien, als würde ich einen unheilbaren Staar bekommen, und ganz erblinden. Ich mußte immerfort in einem dunkeln Kämmerchen sitzen; denn einen hellen Schein konnte ich nicht ertragen. Oft weinte ich bitterlich über meine unglückliche Lage, und einige Mahle bath ich Gott, er möchte meinem Leben ein Ende machen, und mich dahin verpflanzen, wohin mir die geliebte Mutter vorangegangen war.

Der Vater mißbilligte dieses mein Gebeth „Liebes Kind, sprach er, sey geduldig, und vertraue Gott. Er weiß am besten, wann er dich von der Erde wegnehmen soll. Läßt er dich länger leben, so ist das ein Zeichen, daß du für den Himmel noch nicht reif genug bist. Endigt er deine Leiden nicht, so ist das ein Beweis, daß die Absicht, aus der er dich leiden läßt, noch nicht erreicht ist. Verzage nicht! Was Gott thut, das ist wohl gethan!“

Bisweilen sang er dabey auch, zu meinem Troste, das schöne Lied: „Was Gott thut, das ist wohlgethan; gut ist und bleibt sein Wille. Gewöhnlich konnte ich mich der Thränen nicht enthalten, wenn er die zwey Verse sang:

Was Gott thut, das ist wohlgethan.
Muß ich den Kelch gleich trinken,
Der bitter ist nach meinem Wahn:
Soll doch mein Muth nicht sinken.
Sein Trost ergetzt
Mich doch zuletzt;

Gibt Freudigkeit im Herzen;
Dann weichen alle Schmerzen.

Was Gott thut, das ist wohl gethan;
Den Trost soll nichts mir rauben.
Gott will ich, selbst auf rauher Bahn,
Gott selbst im Tode glauben!
Sein Arm hat mich
So väterlich
Bis diesen Tag erhalten;
Drum laß ich ihn nur walten.

Es war mir wohl bey den Thränen, die ich bey diesen Versen vergoß. Meine Seele heiterte sich auf; ich fühlte mich wie vom Himmel gestärkt; mein Gemüth wurde ruhiger, und ich sah getrost der Zukunft entgegen.

Um mir, wenn ich ganz erblinden sollte, ein Mittel in die Hände zu geben, mir meinen Unterhalt, wenn auch kümmerlich, zu verschaffen, ließ mich der besorgte Vater im Harfenspiele unterrichten, und diesem Umstande verdanke ich es, daß ich jetzt nicht darben muß.

Was ich kaum mehr zu hoffen und zu wünschen wagte, geschah dennoch. Meine Augen wurden besser, die bisherigen Schmerzen verschwanden, und ich konnte nach einiger Zeit so gut sehen, als alle die, die nie etwas von Augenweh wußten. Ich dankte Gott mit Freudenthränen auf meinen Knieen für die Befreyung von einem Uebel, das mich mehrmahls bis an den Rand der Verzweiflung gebracht hatte, und war nun um so fleißiger, um alles das einzuhohlen, was ich drey Jahre lang versäumen mußte. Ich widmete mich, so wie meine Brüder, dem Gewerbe des Vaters, obgleich dabey in der Gegend, in der wir lebten, wenig zu verdienen war. Mein Bruder ging in die Fremde. Ich aber wollte den Vater nicht verlassen, und blieb bey ihm. Zwar trug ich großes Verlangen, auch die Welt zu sehen; aber der gute Vater fing an zu kränkeln, und ich konnte es nicht über mein Herz bringen, ihn zu einer Zeit allein zu lassen, wo er fremden Beystandes so sehr bedurfte. Er hatte für mich immer so treulich gesorgt; wie hätte ich nun von ihm

gehen, und ihn seinem Schicksale überlassen können!

Vier Jahre lang war er bettlägrig. Ich that, was ich konnte, ihm seine Lage zu erleichtern. Wie gern hätte ich mich selbst für ihn hingeopfert, wenn ich ihm dadurch sein Leben hätte erhalten können! Aber er war nicht zu retten. Eine zerstörende Gicht machte seinem Daseyn ein Ende.

Sein Tod erschütterte mich sehr. Lange konnte ich mich nicht sammeln und fassen. Nur der Gedanke an Gott, den Allgütigen, zu dem der Vollendete mir schon frühzeitig Liebe und Vertrauen einzuflößen gesucht hatte, richtete nach einiger Zeit meine tiefgebeugte Seele wieder empor; aber so oft ich etwas lebhafter an meinen Verlust dachte, strömten von neuem Thränen aus meinem Auge und Klagen aus meiner Brust, bis endlich die Zeit, die am besten unsre Wunde heilt, auch meinen Schmerz in eine stille Wehmuth, und die Wehmuth in eine fromme Ruhe des Herzens verwandelte.

E 2 762887 A

Die langwierige Krankheit des Vaters hatte nicht nur sein Hab und Gut verzehrt, sondern ihn auch in Schulden gestürzt, die ich zu bezahlen versprach, sobald ich dieß zu thun im Stande seyn würde. Ich setzte sein Gewerbe fort, und bestrebte mich, durch gute Arbeit und billige Preise Vertrauen zu erwerben. Und dieß gelang mir auch, gottlob! Nach einigen Jahren sah ich mich in den Stand gesetzt, die Schulden des Vaters zu bezahlen, und meine Geschäfte ins Größere zu treiben.

Gott segnete meine Arbeiten, und schenkte mir die Achtung und Liebe vieler guten Menschen, und dabey auch eine liebe, tugendhafte Frau, die mir das Leben auf alle mögliche Weise erleichterte und versüßte. Luise — so hieß sie — war ein edles, treffliches Weib. Verzeihen Sie, daß ich auch jetzt noch nicht ohne Thränen an sie denken kann.

Der wackre Mann hielt in seiner Erzählung einige Augenblicke inne, wischte die Thränen von seinen Wangen, und fuhr dann also fort:

Mein eheliches und häusliches Leben war überaus glücklich. Ich lebte Jahre lang mit meinem guten, frommen Weibe immerfort thätig, still, eingezogen und genügsam. Wir hatten, was wir bedurften, und wohl noch etwas mehr, und an guten Freunden, die an unsern Schicksalen einen aufrichtigen Antheil nahmen, fehlte es uns auch nicht. Mit Gott und der Welt zufrieden, lebten wir recht heiter und vergnügt unsre Tage dahin, besuchten bisweilen das Grab meines Vaters, erinnerten uns dabey an seine guten Eigenschaften, und an die mir erwiesenen Wohlthaten, gelobten an seiner Ruhestätte, immer so gut zu seyn, als er war, und kehrten dann ermuntert und gestärkt nach unserer Wohnung zurück.

Gott schenkte uns eine Tochter, der wir bey der Taufe den Nahmen meiner Mutter, Maria, beylegen ließen. Es war ein liebes, freundliches Kind, das gleich einem Veilchen lieblich aufblühte, und uns tausend Freuden gewährte. Marie hatte schöne Naturanlagen, und wir suchten sie so gut als möglich zu entwickeln. Wir

wurden für unsere Mühe reichlich belohnt; denn die kleine Tochter nahm sichtbar zu, nicht nur an Alter, sondern auch an Verstand und Tugend. Unsre Blicke weilten am liebsten auf ihr; sie war unsers Lebens Trost, Hoffnung und Lust.

Zu meinem Glücke schien nichts mehr zu fehlen, als eine eigene Hütte. Auch dazu verhalf mir Gott. Ein kleines, niedliches Haus, in der Nähe eines kleinen Bergflusses, kam zum Verkauf, und ich setzte mich in den Besitz desselben. Ich kann es mit Worten nicht beschreiben, wie froh und glücklich ich mich fühlte, als ich dieses Häuschen bezog, und dabey sagen konnte: es ist mein Eigenthum! Es schien mir, als ginge ein neues Leben für mich an, und als sey auf Gottes Erde kein Mensch beneidenswerther als ich. Ich wiederhohlte oft das alte, wahre Sprichwort: Eigner Herd ist Goldes werth, und hätte nun mit keinem Könige getauscht.

An dem Hause befand sich auch ein kleiner Garten. Welche Freude für mich und die Meinigen! Wir besuchten ihn fleißig; wir gruben,

säeten und pflanzten darin, und wenn etwas aufging und blühte, war unter uns immer ein großer Jubel. So oft es anging, frühstückten wir in dem Gärtchen, bisweilen verzehrten wir darin auch unser Mittags- und Abendbrot.

Aber des Menschen Wünsche rasten nie. Je mehr er hat, je mehr er will. Auch ich war bald genug mit dem nicht zufrieden, was ich hatte. Ich wünschte mir nun auch einen Acker, und Gott half mir auch dazu; ja, er setzte mich in den Stand, nach einem Jahre mehrere Grundstücke kaufen zu können. Nun war ich wieder für eine Zeit lang recht zufrieden und glücklich.

Meine Grundstücke gewährten mir um so größere Freude, je näher sie an meinem Hause lagen. Aus meinem Zimmer konnte ich sie alle übersehen. Eines Sommers stand das Getreide auf ihnen sehr schön, und wir hatten alle Ursache, auf eine reiche Ernte zu rechnen. Das Herz lachte mir im Leibe, wenn ich meine Aecker erblickte, und im Geiste schon den Segen berechnete, den ich dießmahl in meine Scheune bringen würde. Der Ankauf des letzten Grund-

stückes hatte mich nicht nur aller meiner Barschaft beraubt, sondern mich auch genöthigt, Schulden zu machen; meine Geschäfte geriethen etwas ins Stocken, und ich bedurfte daher der Beyhülfe, die ich von dem Felde zu erhalten hoffte. Aber der Himmel vereitelt oft aus weisen Absichten unsere schönsten Wünsche und Hoffnungen. Dieß mußte auch ich erfahren.

Eines Tages, als ich eben mit meiner Frau und der kleinen Tochter von dem Felde zurückgekehrt war, thürmten sich am nördlichen Himmel gewaltige Gewitterwolken empor. Es erhob sich ein heftiger Sturm, und nach einigen Minuten kam ein so fürchterliches Hagelwetter, daß wir besorgten, die Schlossen, deren die meisten die Größe einer wälschen Nuß hatten, würden uns das Dach des Hauses durchschlagen. Die ältesten Menschen des Ortes wußten sich an kein so schauerliches Hagelwetter zu erinnern. Mehrere Thiere, die auf dem Felde weideten, wurden getödtet; auch verloren einige Kinder, die auf einer nahen Wiese gespielt hatten, und sich nicht schnell retten konnten, ihr Leben.

Unser Garten war mit Schlossen ganz bedeckt; alle Bäume zerschlagen; alles, was auf den Beeten stand, vernichtet. Ein gleiches Schicksal hatten meine Feldfrüchte. Sie waren alle zerstört, und die schönsten Hoffnungen, die ich von ihnen unterhalten, und alle Berechnungen, die ich auf sie gebaut hatte, waren, durch Einen Schlag, vereitelt und zertrümmert.

Das war ein harter Schlag für mich. Ich kann es nicht läugnen, daß dieser Unfall mich so sehr erschütterte, daß ich lange nicht zu mir selbst kommen konnte. Auch meine Luise war sehr bestürzt; aber ihr frommes Gemüth sammelte sich bald wieder. Sie sah, was in meiner Seele vorging, und suchte mich zu trösten. Aber ich stand trostlos da. Nach einer Stunde ging das Gewitter vorüber; die Wolken zertheilten sich, und die Sonne trat wieder in ihrer vollen Majestät hervor.

Lieber Mann, sprach mein gutes Weib, sey nicht verzagt, sondern beruhige dich. Geschehene Dinge können durch alles Trauern und Klagen nicht ungeschehen gemacht werden.

Es ist ein harter, sehr harter Schlag für uns!" versetzte ich, wir müssen nun einer trüben Zukunft entgegen sehen. Die Geschäfte stocken; wir haben Schulden; was uns im Winter vor Nahrungssorgen schützen sollte, ist dahin — Gott weiß!

Gott weiß, was er thut, erwiederte Luise. Darum soll der Mensch nicht kleinmüthig werden und verzweifeln, wenn ihn Unglück und Leiden treffen. Sie währen ja nicht ewig. Sieh, lieber Mann! wie schön die Sonne da steht, und unsere Erde wieder erhellt und erfreut! Wie düster und schauerlich war noch vor einer Stunde der Himmel, und wie klar und heiter ist er jetzt! Wäre der nicht ein Thor, der gleich verzagte, wenn die Sonne sich einmahl hinter düstre Gewölke verbirgt; er warte es nur geduldig ab, sie wird bald genug wieder hervortreten in ihrer Pracht, und von neuem Licht und Freude um sich verbreiten. Und so verzage auch der Mensch nicht, wenn ihm bisweilen etwas Widriges begegnet, und sein Leben sich in dunkle Nacht zu hüllen anfängt; es wird wieder Tag

für ihn werden, und seine Glückssonne wird ihm früher oder später wieder erscheinen.

Diese Worte des frommen Weibes machten einen tiefen Eindruck auf mein Herz. Ich blickte nach der Sonne hin; sie schien mich tröstend und ermunternd anzulächeln, und mir gleichsam zuzurufen: „Verzweifle und verzage nicht!“ Meine Seele wurde heiterer, und ich nahm mir vor, bey allem Unangenehmen, das mir von nun an begegnen sollte, immer an die Sonne zu denken, und mich daran zu erinnern, daß, so wie sie nicht ewig von finsterm Gewölke verhüllt bleibe, so auch das menschliche Leben nicht immer traurig und unglücklich sey, sondern oft genug durch manche Annehmlichkeiten und Freuden erhellt und erheitert werde.

Wir hatten einen schweren Winter. Aber unsre Genügsamkeit und unser Vertrauen zu Gott halfen uns, ihn glücklich zu überstehen. Das Gewerbe fing wieder an, etwas besser zu gehen; ich erwarb nach und nach so viel, daß ich meine Schulden tilgen, und mir manche Bequemlichkeiten des Lebens verschaffen konnte.

Doch die glücklichsten Jahre meines Lebens waren jetzt vorüber, und es stellten sich öfter als bisher mancherley Leiden bey uns ein. Ich will sie nicht hererzählen. Aber das schwerste unter ihnen bestand darin, daß so manche Menschen, die wir nie beleidigt, denen wir vielmehr wohlgethan hatten, uns auf eine empfindliche Weise kränkten, das Vertrauen, das wir in sie setzten, mißbrauchten, uns bey andern verleumdeten, und dadurch unsrer Ehre und unserm Fortkommen nicht wenig schadeten.

Einmahl war ich hinter die Schliche und Ränke zweyer Männer gekommen, die von mir mehrmahls unterstützt worden waren, und nun ihren Undank so weit trieben, daß sie meine Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit verdächtig zu machen, und die übelsten Gerüchte über mich zu verbreiten suchten. Diese Erfahrung schmerzte mich tief, und nie war meine Gemüthsstimmung feindseliger, als dießmahl. Es war mir nicht unmöglich, die elenden Verleumder zu züchtigen und unglücklich zu machen, und ich wollte dieses wirklich thun. Schon machte ich die Ein-

leitungen dazu. Sie merkten mein Vorhaben, und krochen zum Kreuz; ihr Benehmen gegen mich war kriecherisch; sie versicherten, was sie gethan hätten, schmerze sie sehr, und sie zeigten sich überhaupt ganz zerknirscht. Aber ich traute den Häuchlern nicht, und wollte fortfahren, sie zu verfolgen. Da legte sich mein gutes Weib ins Mittel. Sey nicht rachsüchtig, mein Lieber! sprach sie in mildem Tone, sondern verzeihe deinen Widersachern und Beleidigern.

Es sind schlechte Leute! erwiederte ich heftig. Sie haben Böses gethan; sie mögen dafür büßen. Es geschieht ihnen nicht Unrecht.

Lieber Mann, sprach sie mit Bedeutung, blicke doch nach der Sonne hin.

Was willst du damit sagen? versetzte ich. Was willst du wieder mit der Sonne? Hieher paßt sie nicht!

Freundlich antwortete Luise: Wohl paßt sie hieher sehr gut. Sieh' sie nur an. Sie ist so hold und anmuthsvoll! Nur der Gute verdient, daß sie ihn so freundlich anlächle. Aber leuchtet sie wohl bloß dem Rechtschaffenen?

scheint sie nicht auch dem Bösen? Und hat sie nicht Gott erschaffen? Und läßt er sie nicht aufgehen über Gerechte und Ungerechte? Was soll das bedeuten? Doch wohl nichts anderes, als daß Gott will, der Mensch möge handeln, wie er, und auch gegen seine Feinde Liebe üben, und ihnen Gutes thun.

Die Worte des rechtschaffenen Weibes fielen mir aufs Herz. Die Gefühle der Rachsucht verschwanden aus meiner Seele; ich reichte Luisen die Hand, und sprach: Du hast Recht; durch die Sonne, die da aufgeht über Gerechte und Ungerechte, will uns Gott einen väterlichen Wink geben, daß wir unsern Widersachern verzeihen, und Böses mit Gutem vergelten sollen. Sagt doch auch unser Erlöser: Segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen. Meinen Feinden und Verleumdern sey verziehen.

Und so haben mich der Hinblick nach der Sonne und die fromme Rede meines Weibes oft

getröstet, erheitert und zum geduldigen Ertragen meiner Leiden gestärkt. Ach, daß ich dieses treffliche Weib verlieren mußte! Zwölf Jahre lang hatten wir mit einander zufrieden und glücklich gelebt, als sie plötzlich von einem gefährlichen Fieber befallen wurde. Mariel, unsre Tochter, war nicht von ihrem Bette wegzubringen, wurde angesteckt, und mußte sich auch legen. Beyde waren auf ihren Tod gefaßt, und Marie sagte mehrmahls: „Mutter, Gott wird uns zu sich nehmen; bey ihm ist gut seyn; bald kommt auch der gute Vater nach!“

Das Herz hätte mir brechen mögen bey diesen Worten der geliebten Tochter. Ach, was sie vorhersagte, traf, leider! ein. Gott nahm Mutter und Kind an Einem Tage zu sich, und beugte mich dadurch tief danieder. Beyde ruhen in Einem Sarge und in Einem Grabe. Sie waren im Leben Ein Herz und Eine Seele; Eins sollten sie auch im Grabe bleiben.

Anfangs konnte ich mir nicht vorstellen, wie ich im Stande seyn würde, den erlittenen

Verlust zu ertragen. Ich hatte ja das Theuerste und Liebste verloren, was ich auf Erden besaß. Es schien mir, wie wenn mir ein Theil meines eigenen Wesens genommen worden wäre. Welt und Leben hatten nun fast keinen Reitz mehr für mich, und ich hätte mir bisweilen den Tod gewünscht, wenn mich nicht schon in meiner frühern Jugend mein Vater belehrt hätte, daß solche Wünsche gegen das Vertrauen zu Gott stritten, und daher sündhaft wären.

Eines Abends war ich wieder sehr traurig und meine Wohnung mir zu enge. Ich eilte nach den Gottesacker, setzte mich auf den Grabhügel nieder, der meine Lieben deckte, und weinte. Da ging gerade voll Anmuth die Sonne unter. Ach, so sind auch die unter gegangen, die hier ruhen! dachte ich bey mir selbst, und mein Herz war voll schmerzlicher Wehmuth. Meine Freude, meine Hoffnung ist dahin! sprach ich zu mir selbst, unwiederbringlich dahin!

Doch auf Ein Mahl ging für meine betrübte Seele ein Strahl tröstender Hoffnung auf.

Es war abermahls die Sonne, die sich dem Leidenden als Trostengel beygesellte. Wohl ist sie untergegangen, dachte ich bey mir, um einer andern Welt zu leuchten; aber bald wird sie wieder aufgehen, und es wird nur einige Stunden währen, so werden wir uns wieder ihres Lichtes und ihrer Wärme erfreuen. Und so seyd auch ihr hingegangen, ihr, meine Theuern, deren irdische Ueberreste dieses Grab bedeckt; ihr seyd hingegangen, um in einer besseren Welt selige Geister zu erfreuen und zu beglücken; aber wie lange wird es währen, so seyd ihr mir wieder gegeben; ich sehe euch wieder, und erfreue mich von neuem eurer Anmuth, Liebe und Güte.

Solche Gedanken und Hoffnungen bemächtigten sich meiner ganzen Seele, und es kehrte Ruhe und ein stiller Friede in mein Herz; ich weinte wohl noch, aber nur Thränen frommer Freude und Hoffnung, und von diesem Augenblicke an gründete sich in meinem Innersten ein Gleichmuth, der mich nur selten verlassen hat, und eine Zufriedenheit mit Gott und meinem

[illegible] zu ertragen. Ich hatte ja das Theue[illegible]
[illegible] und Liebste verloren, was ich auf Erden b[illegible]
[illegible]. Es schien mir, wie wenn mir ein Thei[illegible]
meines eigenen Wesens genommen worden wä[illegible]
[illegible]. Welt und Leben hatten nun fast keine[illegible]
Reiz mehr für mich, und ich hätte mir biswei[illegible]
[illegible] den Tod gewünscht, wenn mich nicht scho[illegible]
in meiner frühern Jugend mein Vater belehr[illegible]
hätte, daß solche Wünsche gegen das Vertrau[illegible]
[illegible] zu Gott streiten, und daher sündhaft wären.

Eines Abends war ich wieder sehr traue[illegible]
und meine Wohnung mir [illegible] Ich [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Es war abermahls die Sonne, die ſich dem Trauernden als Troſtengel beygeſellte. Wohl iſt ſie untergegangen, dachte ich bey mir, um einer andern Welt zu leuchten; aber bald wird ſie wieder aufgehen, und es wird nur einige Stunden währen, ſo werden wir uns wieder ihres Lichtes und ihrer Wärme erfreuen. Und ſo iſt auch ihr hingegangen, ihr, meine Theuren, deren irdiſche Ueberreſte dieſes Grab bedeckt. Ihr ſeyd hingegangen, um in einer beſſern [illegible] ſelige Geiſter zu erſt[illegible] aber wie lange wird [illegible] gegeben; ich [illegible] von neuem [illegible]

Doch die glücklichsten Jahre meines Lebens waren jetzt vorüber, und es stellten sich öfter als bisher mancherley Leiden bey uns ein. Ich will sie nicht hererzählen. Aber das schwerste unter ihnen bestand darin, daß so manche Menschen, die wir nie beleidigt, denen wir vielmehr wohlgethan hatten, uns auf eine empfindliche Weise kränkten, das Vertrauen, das wir in sie setzten, mißbrauchten, uns bey andern verleumdeten, und dadurch unsrer Ehre und unserm Fortkommen nicht wenig schadeten.

Einmahl war ich hinter die Schliche und Ränke zweyer Männer gekommen, die von mir mehrmahls unterstützt worden waren, und nun ihren Undank so weit trieben, daß sie meine Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit verdächtig zu machen, und die übelsten Gerüchte über mich zu verbreiten suchten. Diese Erfahrung schmerzte mich tief, und nie war meine Gemüthsstimmung feindseliger, als dießmahl. Es war mir nicht unmöglich, die elenden Verleumder zu züchtigen und unglücklich zu machen, und ich wollte dieses wirklich thun. Schon machte ich die Ein-

leitungen dazu. Sie merkten mein Vorhaben, und krochen zum Kreuz; ihr Benehmen gegen mich war kriecherisch; sie versicherten, was sie gethan hätten, schmerze sie sehr, und sie zeigten sich überhaupt ganz zerknirscht. Aber ich traute den Häuchlern nicht, und wollte fortfahren, sie zu verfolgen. Da legte sich mein gutes Weib ins Mittel. Sey nicht rachsüchtig, mein Lieber! sprach sie in mildem Tone, sondern verzeihe deinen Widersachern und Beleidigern.

Es sind schlechte Leute! erwiederte ich heftig. Sie haben Böses gethan; sie mögen dafür büßen. Es geschieht ihnen nicht Unrecht.

Lieber Mann, sprach sie mit Bedeutung, blicke doch nach der Sonne hin.

Was willst du damit sagen? versetzte ich. Was willst du wieder mit der Sonne? Hieher paßt sie nicht!

Freundlich antwortete Luise: Wohl paßt sie hieher sehr gut. Sieh' sie nur an. Sie ist so hold und anmuthsvoll! Nur der Gute verdient, daß sie ihn so freundlich anlächle. Aber leuchtet sie wohl bloß dem Rechtschaffenen?

scheint sie nicht auch dem Bösen? Und hat sie nicht Gott erschaffen? Und läßt er sie nicht aufgehen über Gerechte und Ungerechte? Was soll das bedeuten? Doch wohl nichts anderes, als daß Gott will, der Mensch möge handeln, wie er, und auch gegen seine Feinde Liebe üben, und ihnen Gutes thun.

Die Worte des rechtschaffenen Weibes fielen mir aufs Herz. Die Gefühle der Rachsucht verschwanden aus meiner Seele; ich reichte Luisen die Hand, und sprach: Du hast Recht; durch die Sonne, die da aufgeht über Gerechte und Ungerechte, will uns Gott einen väterlichen Wink geben, daß wir unsern Widersachern verzeihen, und Böses mit Gutem vergelten sollen. Sagt doch auch unser Erlöser: Segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen. Meinen Feinden und Verleumdern sey verziehen.

Und so haben mich der Hinblick nach der Sonne und die fromme Rede meines Weibes oft

getröstet, erheitert und zum geduldigen Ertragen meiner Leiden gestärkt. Ach, daß ich dieses treffliche Weib verlieren mußte! Zwölf Jahre lang hatten wir mit einander zufrieden und glücklich gelebt, als sie plötzlich von einem gefährlichen Fieber befallen wurde. Marie, unsre Tochter, war nicht von ihrem Bette wegzubringen, wurde angesteckt, und mußte sich auch legen. Beyde waren auf ihren Tod gefaßt, und Marie sagte mehrmahls: „Mutter, Gott wird uns zu sich nehmen; bey ihm ist gut seyn; bald kommt auch der gute Vater nach!“

Das Herz hätte mir brechen mögen bey diesen Worten der geliebten Tochter. Ach, was sie vorhersagte, traf, leider! ein. Gott nahm Mutter und Kind an Einem Tage zu sich, und beugte mich dadurch tief danieder. Beyde ruhen in Einem Sarge und in Einem Grabe. Sie waren im Leben Ein Herz und Eine Seele; Eins sollten sie auch im Grabe bleiben.

Anfangs konnte ich mir nicht vorstellen, wie ich im Stande seyn würde, den erlittenen

Verlust zu ertragen. Ich hatte ja das Theuerste und Liebste verloren, was ich auf Erden besaß. Es schien mir, wie wenn mir ein Theil meines eigenen Wesens genommen worden wäre. Welt und Leben hatten nun fast keinen Reitz mehr für mich, und ich hätte mir bisweilen den Tod gewünscht, wenn mich nicht schon in meiner frühern Jugend mein Vater belehrt hätte, daß solche Wünsche gegen das Vertrauen zu Gott stritten, und daher sündhaft wären.

Eines Abends war ich wieder sehr traurig und meine Wohnung mir zu enge. Ich eilte nach den Gottesacker, setzte mich auf den Grabhügel nieder, der meine Lieben deckte, und weinte. Da ging gerade voll Anmuth die Sonne unter. Ach, so sind auch die unter gegangen, die hier ruhen! dachte ich bey mir selbst, und mein Herz war voll schmerzlicher Wehmuth. Meine Freude, meine Hoffnung ist dahin! sprach ich zu mir selbst, unwiederbringlich dahin!

Doch auf Ein Mahl ging für meine betrübte Seele ein Strahl tröstender Hoffnung auf.

Es war abermahls die Sonne, die sich dem Leidenden als Trostengel beygesellte. Wohl ist sie untergegangen, dachte ich bey mir, um einer andern Welt zu leuchten; aber bald wird sie wieder aufgehen, und es wird nur einige Stunden währen, so werden wir uns wieder ihres Lichtes und ihrer Wärme erfreuen. Und so seyd auch ihr hingegangen, ihr, meine Theuern, deren irdische Ueberreste dieses Grab bedeckt; ihr seyd hingegangen, um in einer besseren Welt selige Geister zu erfreuen und zu beglücken; aber wie lange wird es währen, so seyd ihr mir wieder gegeben; ich sehe euch wieder, und erfreue mich von neuem eurer Anmuth, Liebe und Güte.

Solche Gedanken und Hoffnungen bemächtigten sich meiner ganzen Seele, und es kehrte Ruhe und ein stiller Friede in mein Herz; ich weinte wohl noch, aber nur Thränen frommer Freude und Hoffnung, und von diesem Augenblicke an gründete sich in meinem Innersten ein Gleichmuth, der mich nur selten verlassen hat, und eine Zufriedenheit mit Gott und meinem

Schicksale, die seit dem fast nie mehr von mir gewichen ist.

Ich will Sie durch die Erzählung der mancherley frohen und traurigen Begebenheiten meines ferneren Lebens nicht ermüden. Nur Einiges müssen Sie noch erfahren, damit Sie sich meine gegenwärtige Lage erklären können.

Nach dem Tode meines Weibes und Kindes lebte ich noch eine Reihe von Jahren unter fortwährenden Abwechslungen des Schicksals in meinem Hause fort, bis ein unglücklicher Sommer mir vollends auch das raubte, was ich an irdischem Hab und Gut besaß. In unsrer Gegend ließ sich ein Wolkenbruch nieder, der die fürchterlichsten Verheerungen anrichtete. Kaum war ich im Stande, mein Leben zu retten. Zwey Tage lang mußte ich auf einem hohen Baume, auf den ich mich gerettet hatte, in der beständigen Furcht zubringen, am Ende doch von den Fluthen mit den Bäumen fortgerissen zu werden. Hunger und Durst quälten mich, und ich hatte bereits meine Seele Gott empfohlen, und sah nun ruhig dem Tode entgegen.

Aber dem Herrn gefiel es, mein Leben noch länger zu fristen. Nach zwey Tagen verlief sich das Wasser, und ich konnte ohne Gefahr den Baum verlassen. Welche Zerstörung rings umher! Ganze Dörfer und Felder waren weggeschwemmt, und mehrere der herumliegenden Berge hatten durch die Gewalt der Fluthen große Risse bekommen. Von meinem Hause war keine Spur übrig geblieben, und auch meine Aecker und Wiesen waren ganz zerwühlt und zum Theil weggeschwemmt.

Da war ich nun alles dessen beraubt, was ich mein Eigenthum nannte. Was ich am Leibe hatte, war mein ganzes Besitzthum. Ein Bettler kann nicht ärmer seyn, als ich es war. Aber nur auf einige Augenblicke erschütterte mich der Anblick meines Unglücks. Ich eilte nach dem Gottesacker, der an einem Hügel lag, und fand zu meiner Beruhigung, daß der mir theure Grabeshügel nicht viel gelitten hatte. Die Sonne blickte durch düstres Gewölke hervor, und tröstete und erheiterte mich.

Noch war der Fluß, an welchem meine Wohnung gelegen hatte, groß. Unter mehreren Geräthschaften, die auf demselben herabgeflossen kamen, erblickte ich auch eine Wiege. Ich vermuthete darin ein hülfloses Kind, und strengte alle meine Kräfte an, sie zu retten. Es gelang mir; aber die Wiege war leer; nur ein Hund hatte sich an sie fest geklammert, und kam zu mir geschwommen. Ich zog ihn aus dem Flusse, und seitdem will das treue, dankbare Thier nicht von mir weichen.

Was Noth und Elend heiße, lernte ich erst jetzt einsehen und fühlen. Weit und breit hatte die Ueberschwemmung Zerstörungen angerichtet, und viele tausend Familien unglücklich gemacht, auch mehr als hundert Menschen das Leben geraubt. Ich suchte Arbeit, und fand sie lange nicht. Auszuwandern und anderwärts mein Brot zu suchen, schien mir zwar das gerathenste zu seyn; aber wenn ich es auch über mich hätte erhalten können, von dem Platze zu scheiden, wo meine Lieben ruhen, so hinderte

mich doch der Krieg daran, der ringsherum in mehrern Ländern wüthete.

Mein Gewerbe gerieth in meiner Heimath ganz in Verfall; ich konnte als Stahlarbeiter fast nirgends unterkommen, und mußte zu andern Erwerbsmitteln meine Zuflucht nehmen. Elend brachte ich mich durchs Leben; aber ich blickte oft nach der Sonne hin, und dachte an den guten Gott, der sie erschaffen hat, und blieb zufrieden und getrost.

Nun habe ich aber doch mein Vaterland verlassen müssen. Der Krieg wüthet darin noch immer fort, und wollte ich nicht ganz zu Grunde gehen, so mußte ich meinen Wanderstab ergreifen, und mein Heil anderwärts suchen. Mit schwerem Herzen habe ich mich von dem Hügel losgerissen, unter welchem die größten Schätze begraben liegen, die mir Gott auf Erden geschenkt hat. Einem Gerüchte zu Folge, soll mein Bruder sich in Oesterreich befinden. Dahin geht nun mein Weg. Ich will jenen suchen; vielleicht finde ich ihn.

Arm bin ich, das iſt wahr; aber ich bin nicht unglücklich. Ich bedarf wenig, und dieſes verſchafft mir meine Harfe und mein Geſang. Was will ich mehr! Scheint mir die Gegenwart traurig und dunkel die Zukunft zu ſeyn, ſo werfe ich im Stillen nur einen Blick nach der freundlichen Sonne, und fühle mich dabey getröſtet und geſtärkt. Oft, wenn das Herz ſich grämen will, denk' ich auch: wie lange wird es währen, ſo biſt du von den Uebeln der Erde erlöſt, und bey Gott und all' denjenigen, die er dir zum Troſt und zur Freude gegeben, und aus Liebe zu dir wiedergenommen hat. Bisweilen ſtimme ich wohl auch einen Geſang des Troſtes und der Hoffnung an; ich ſinge z. B.

(Er langte nach der Harfe, griff in die Saiten, und ſang:)

Was grämſt du dich?
Nach wenig trüben Stunden,
Dann heilen deine Wunden,
Dann blickt dein Auge hell und klar;

Dein Geist, so fest gekettet,
Fliegt dann empor, und rettet
Zum Lande seiner Heimath sich;
Was grämst du dich?

Der große Geist,
Um den die Welten schweben,
Sieht unser kleines Leben
Und unsern Kummer gnädig an;
Er zählt die Thränen-Tropfen,
Er stillt des Herzens Klopfen,
Er ist es, der uns Trost verheißt,
Der große Geist.

Verzage nicht!
Blick auf in jene Ferne,
Da glänzen tausend Sterne;
Wie groß ist deines Vaters Haus!
Ach dort, ach dort erwarmen
An seiner Brust wir Armen;
Drum, wenn dein Herz in Thränen bricht,
Verzage nicht!

O wenn ich solch' ein Lied gesungen habe, fühle ich mich getröstet, neubelebt und gestärkt,

und bin wieder mit Gott und der Welt zufrieden! Ruhig warte ich nun ab, was Gott noch über mich verhängen wird. So lange ich noch auf der Harfe spielen kann, werd' ich nicht verderben. So viel erspiele und ersinge ich mir gewiß, als ich zur Befriedigung meiner kleinen Bedürfnisse nöthig habe. Das treue Thier da (er zeigte auf den Hund) habe ich in meiner Noth mehrmahls von mir gethan und an Leute verschenkt, bey denen es gute Tage haben konnte. Aber es war bey ihnen nicht zu erhalten; sondern kam immer wieder zu mir zurück, ob es gleich oft genug mit mir hungern mußte. So mag es denn immer bey mir bleiben und mein Schicksal theilen. Es beschämt durch seine Dankbarkeit und treue Anhänglichkeit so viele Menschen!

So weit ging die Erzählung des wackern Mannes, der Martin Bergmann hieß. Herr Seefeld dankte ihm auf das freundlichste dafür, und wollte ihn bereden, bey ihm einzukehren, und einige Tage in seinem Hause zuzubringen. Aber dazu war er nicht zu bewegen.

Dankbar nahm er jedoch das Guldenstück an, das ihm jener reichte, denn zur Fortsetzung seiner Wanderung bedurfte er menschenfreundlicher Unterstützung. Gerührt schied er von Herrn Seefeld und seinem Sohne, und diese trennten sich von ihm mit den besten Segenswünschen.

Der arme, unglückliche Mann! sprach Erich, als er mit dem Vater nach Hause zurückkehrte.

Wohl kann man ihn einen Unglücklichen nennen, versetzte der Vater, denn es haben ihn viele Unfälle getroffen. Aber er ist dabey doch auch sehr glücklich, denn er vertraut Gott, und ist mit seiner Lage ganz zufrieden.

Erich erzählte, als er nach Hause kam, der geliebten Mutter alles wieder, was er gesehen und gehört hatte, und diese bedauerte es, daß sie den Spaziergang nach dem Hügel nicht mitgemacht hatte. Lange erinnerte sich Erich mit Vergnügen an diesen schönen Sommermorgen.

Wohl ist der Mond ein schönes, herrliches Gestirn, erwiederte Herr Seefeld. Gott scheint ihn geschaffen zu haben, um das Herz des Menschen auch des Nachts sanft zu erfreuen, so wie er es am Tage durch den Glanz der Sonne erfreut. Sonne und Mond sind für uns und unsre Erde jene Gestirne, denen wir am meisten Erquickung, Freude und Glück zu danken haben. Wer kann den letzteren ansehen, ohne sich sanft ergriffen und mit stiller Heiterkeit erfüllt zu fühlen? Sein mildes Licht und das bescheidene Wesen, mit welchem er erscheint, sind uns ein schönes Sinnbild stiller Weisheit und Tugend, die geräuschlos auftreten und wirken, und jedes gute Herz sanft ergreifen und rühren. Auch fühlt der edle Dulder beym Anblicke des Mondes sich leicht gestärkt, getröstet und ermuntert, mit sanftem Sinn und frommer Geduld seine Bahn fortzuwandeln, auch wenn sie mit Dornen bestreut seyn sollte.

Eines der Kinder bemerkte, der Mond komme ihm größer vor als die Sonne.

Es scheint allerdings, als wenn er größer sey, versetzte Herr Seefeld, aber auch hier trügt der Schein. Es ist bekannt, daß der körperliche Inhalt der Sonne fast anderthalb Millionen Mahl größer ist, als der Inhalt unsrer Erde. Der Mond aber ist funfzig Mahl kleiner als unsre Erde, und man kann sagen, daß er unter allen sichtbaren Gestirnen das kleinste ist. Er erscheint uns bloß deßhalb so groß, weil er nur zwey und funfzig tausend Meilen, dagegen die Sonne ein und zwanzig Millionen Meilen von der Erde entfernt ist.

Der Himmel war mit Sternen wie besät, und both einen prachtvollen Anblick dar.

Lieber Vater! sprach Erich, du hast schon längst versprochen, mir einmahl, wenn du dazu aufgelegt seyn würdest, mancherley von dem gestirnten Himmel zu erzählen. Bist du vielleicht heute dazu aufgelegt?

Die andern Kinder schienen diese Frage im Stillen zu wiederhohlen, und blickten freundlich und gleichsam bittend Herrn Seefeld an.

Wenn ihr aufgelegt seyd, mir zuzuhören, sprach der Letztere, so bin ich aufgelegt, euch zu erzählen.

Die Kinder klatschten frohlockend in die Hände, und Erichs Vater trug unter andern Folgendes vor:

Für den nachdenkenden Menschen kann nicht leicht etwas lehrreicher und anziehender seyn als der gestirnte Himmel. Lieben Kinder, was ihr an dem azurnen Himmelsgewölbe schimmern und funkeln sehet, sind lauter große, ja ungeheure Gestirne. Sie kommen unsern Augen nur deßhalb so klein vor, weil sie außerordentlich weit von uns entfernt sind. Durch große Sonnenfernröhre, die man Telescope zu nennen pflegt, kann man sie besser sehen; auch erblickt man vermittelst solcher Fernröhre viele Sterne, die das bloße Auge nicht zu erreichen vermag. Ein Deutscher, Nahmens Herschel, der jetzt in London lebt, baut die größten und besten Telescope, und hat durch sie schon viele neue Entdeckungen am Himmel gemacht.

Das wichtigste Gestirn für uns Menschen ist die Sonne. Sie hat unstreitig auch ihre eigenthümliche Bewegung, aber diese ist so unscheinbar, daß sie fast zu stehen scheint. Alle Gestirne, bey denen dieß der Fall ist, nennt man Fixsterne, und schreibt ihnen ein eigenes Licht zu; jene aber, die sich um den einen oder den andern Fixstern herumbewegen, und von ihm ihr Licht erhalten, heißen Planeten oder Wandelsterne. Diese haben wieder kleinere Begleiter oder Weltkörper, die sich um sie herum bewegen, und Trabanten genannt werden. Unsre Erde hat kein eigenes Licht, sondern erhält es von einem Fixsterne, nähmlich von der Sonne, um die sie sich auch binnen 365 Tagen ganz herumdreht, und daher ist sie ein Planet. Der Mond dreht sich wieder binnen vier Wochen um die Erde herum, und wird daher der Trabant derselben genannt.

Der nächste Planet zur Sonne ist der Merkur; ob er gleich acht Millionen Meilen von ihr entfernt ist. Seine Bahn, die er in acht und achtzig Tagen durchläuft, beträgt

ne zu machen, denke man sich, daß, wenn eine Kanonenkugel von der letzteren ausflöge, sie doch erst nach neun und einem halben Jahre auf dem Merkur, nach achtzehn Jahren auf der Venus, nach fünf und zwanzig Jahren auf der Erde, nach acht und dreyßig auf dem Mars, nach hundert und dreyßig auf dem Jupiter, nach zweyhundert und drey und achtzig auf dem Saturn und erst nach 479 Jahren auf dem Uranus ankommen könnte. Würde ein Schiff von der Erde nach der Sonne hinsegeln können, und in vier und zwanzig Stunden funfzig Meilen zurücklegen, so würde es erst nach tausend Jahren auf der letzteren einzutreffen im Stande seyn.

Die Planeten und ihre Trabanten bewegen sich nicht bloß um die Sonne, sondern auch um ihre eigene Achse, und kehren jener bald die eine, bald die andere Seite zu, wodurch bey unsrer Erde Tag und Nacht entstehen.

Doch es bewegen sich um die Sonne nicht bloß Planeten mit ihren Trabanten,

sondern auch eine andere Art von planetarischen Weltkörpern, deren Natur noch nicht hinlänglich bekannt ist, und die man Kometen nennt. Sie haben kein eigenes Licht, sondern werden von der Sonne erleuchtet. Ihr prachtvoller Schweif, der oft den halben Himmel zu bedecken scheint und mehr Helle verbreitet als der Mond, besteht wahrscheinlich aus einer dem Nordlichte ähnlichen Lichtmaterie, und ist so fein, daß die Sterne gewöhnlich durchschimmern. Manche von den Kometen mögen an Größe unsre Erde übertreffen. Die Bahnen, die sie durchlaufen, sind nicht kreisförmig, wie die der Planeten, sondern länglich. Sie sind der Sonne oft sehr nahe, bald genug aber wieder sehr weit von ihr entfernt. Ihre Bewegung ist in dem ersten Falle, wo wir sie allein wahrnehmen können, unbeschreiblich schnell, so zwar, daß der Komet, der im Jahre 1680 zu sehen war, in siebzig Tagen wenigstens 44 Millionen Meilen zurücklegte. Diese merkwürdigen Weltkörper, die man in den ältern Zeiten als unheilbringende Erscheinungen betrachtete und

darum nicht wenig fürchtete, jetzt aber für unschädlich und nicht furchtbar hält, sind von einem feinen, nebelartigen Dunst umgeben, und sie konnten daher noch nie ganz genau beobachtet werden; daher sich auch über ihre eigentliche Beschaffenheit nicht viel Bestimmtes sagen läßt. Doch haben mehrere Männer, die sich mit der Erforschung der Gestirne beschäftigen, und ihren Lauf genau zu berechnen wissen (man nennt solche Männer Astronomen), schon bey vielen Kometen ihre Bahn und die Zeit berechnet, in der sie dieselben zurücklegen sollen, auch die Zeit ihrer Wiedererscheinung bestimmt, und von manchen ihrer Berechnungen ist schon durch die Erfahrung erwiesen, daß sie richtig waren. Man glaubt, bisher schon mehr als vier tausend Kometen gesehen zu haben.

Denkt euch nun, lieben Kinder, die große, herrliche Sonne mit ihrer zahlreichen Familie, mit ihren Planeten und deren Trabanten und den mehrern tausend Kometen, die alle von ihr erleuchtet, erwärmt und erfreut werden! Welch'

einen ungeheuern Raum nehmen sie ein, und wie viele Millionen Mahl Millionen Geschöpfe mögen auf ihnen leben und sich ihres Daseyns freuen! Denn das läßt sich wohl mit Sicherheit annehmen, daß Gott, der auf unsrer Erde jeden Wassertropfen durch Geschöpfe belebt, auch die ungeheuern Weltkörper, deren ich so eben erwähnt habe, mit lebendigen Wesen bevölkert haben wird.

Doch was ist unsre Sonne mit all' den Weltkörpern, die sich um sie bewegen, gegen das ganze Weltgebäude! Sie verschwindet fast im Vergleiche mit dem unermeßlichen Heere von Gestirnen, die in dem grenzenlosen Himmelsraume herumrollen, Licht, Leben und Freude ausströmen, und die Macht und Ehre dessen verkündigen, der sie geschaffen hat.

Die unzähligen glänzenden Punkte, die wir am Firmamente erblicken, sind, wenn wir die wenigen Planeten wegrechnen, die sich unter ihnen befinden, lauter Fixsterne oder Sonnen, deren jede wahrscheinlich auch wieder ihre Begleiter, Planeten und Trabanten hat.

Ihre Zahl ist ungeheuer groß. Kein Sterblicher darf es wagen, sie zu bestimmen. Nur einen geringen Theil nehmen wir mit dem bloßen Auge aus; durch Fernröhre erblickt man deren weit mehr. Der berühmte Astronom Herschel, dessen ich bereits gedacht habe, berechnet die Zahl der Fixsterne, die man durch Telescope unterscheiden kann, auf mehr als fünfund siebzig Millionen. Und wahrscheinlich ist die Zahl derer, die man auch durch die besten astronomischen Werkzeuge nicht wahrzunehmen vermag, noch ungleich größer.

Sehet jenen weißen Streif, der sich über den ganzen Himmel ausdehnt, und den wir die Milchstraße zu nennen pflegen. Er ist nichts anderes als ein ungeheures, aus vielen Millionen bestehendes Heer von Fixsternen, die hinter einander stehen, und aus dieser Ursache und wegen ihrer großen Entfernung uns nur als ein schwacher, matter Schimmer erscheinen. Herschel zählte deren, mittelst eines zwanzig Fuß langen Telescopes, an funfzig tausend, aber die übrigen mußte er ungezählt lassen,

weil sie zu klein erschienen, als daß man sie hätte von einander unterscheiden können.

Durch Fernröhre erblickt man auch zahlreiche Gruppen von Gestirnen, die aber nur als kleine, blasse, nebelartige Flecken erscheinen, und daher auch Nebelflecke genannt werden. Herschel hatte deren bis zum Jahre 1792 durch sein herrliches Telescop bereits zweytausend entdeckt, und jeder dieser Nebelflecke besteht aus unzählig vielen Sternen oder Sonnen, deren jede höchst wahrscheinlich wieder ihre Planeten, Trabanten, Kometen und dergleichen Begleiter mehr hat.

Ungeheuer groß ist die Entfernung der Fixsterne von unsrer Erde. Bey der Sonne beträgt sie, wie ich schon gesagt habe, ein und zwanzig Millionen Meilen. Nach ihr ist uns der Sirius der nächste Fixstern, aber er steht doch schon ungefähr vierhundert tausend Mahl weiter von der Erde als die Sonne, und eine Kanonenkuzel, die ihn erreichen wollte, müßte zehn tausend Jahre lang mit ungeschwächter Schnelligkeit fliegen.

Obgleich das Licht in ungefähr acht Minuten ein und zwanzig Millionen Meilen zu durchlaufen vermag, so hat doch das Licht des Sirius beyläufig sechs Jahre gebraucht, um unsre Erde zu erreichen.

Je mehr wir über alle diese Dinge nachdenken, desto mehr verliert sich unser Geist in Erstaunen und Bewunderung. Schon das, was wir von dem Weltall kennen und genauer wissen, reicht hin, uns fast zu betäuben, und mit Empfindungen ganz eigener Art zu erfüllen. Und doch ist das, was wir davon wissen, wahrscheinlich nur eine Kleinigkeit im Vergleiche mit dem, was uns noch bisher unbekannt geblieben ist, und dem menschlichen Geschlechte auch wohl für immer unbekannt bleiben wird.

Wir erliegen fast dem Erstaunen über die ungeheure Zahl der Weltkörper, die in dem unermeßlichen Weltraume herumrollen. Aber welche Bewunderung muß uns vollends ergreifen, wenn wir bedenken, daß all' die unzähligen Gestirne seit Jahrtausenden durch sehr einfache Gesetze der Natur in einer unverrückten

Ordnung die ihnen vorgeschriebenen Bahnen durchlaufen, nie in Verwirrung gerathen, und niemahls altern. Sollten sie wohl von sich selbst entstanden seyn, und sich selbst in die schöne Ordnung gesetzt haben, in welcher sie ihren Kreislauf schon so lange fortsetzen? Sollten sie dabey sich selbst erhalten und vor dem Untergange schützen? Unmöglich! Der menschliche Verstand kann einen solchen Gedanken nicht fassen. Er ist gezwungen, ein höheres Wesen anzunehmen, das die große Welt geschaffen hat, und sie noch immerfort erhält, versorgt und regiert. Unsre schwache Sprache nennt dieses höhere Wesen, an welches uns alles erinnert, was wir sehen, Gott!

Und müssen wir nicht annehmen, daß ein Wesen, das so ungeheure Welten aus Nichts ins Daseyn hervorrufen konnte, das sie so herrlich und zweckmäßig zu ordnen verstand, und durch sie alles, was da lebt, zu erfreuen und zu beglücken sucht, ein höchst mächtiges, weises und gütiges Wesen seyn müsse? Ja, Gottes Allmacht, Weisheit und Liebe verkündigt ganz besonders der gestirn-

te Himmel und eine nähere Betrachtung des unermeßlich großen Weltgebäudes, so wie alles, was uns umgibt. Dieß drückt der fromme Gellert sehr schön in einem seiner geistlichen Lieder aus. Er sagt mit treffender Wahrheit:

Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht,
Die Weisheit deiner Wege,
Die Liebe, die für alle wacht,
Anbethend überlege:
So weiß ich, von Bewundrung voll,
Nicht, wie ich dich erheben soll,
Mein Gott, mein Herr und Vater!

Mein Auge sieht, wohin es blickt,
Die Wunder deiner Werke!
Der Himmel, prächtig ausgeschmückt,
Preist dich, du Gott der Stärke!
Wer hat die Sonn' an ihm erhöht?
Wer kleidet sie in Majestät?
Wer ruft dem Heer der Sterne?

Wer mißt dem Winde seinen Lauf?
Wer heißt die Himmel regnen?

Wer schließt den Schooß der Erde auf,
Mit Vorrath uns zu segnen?
O Gott der Macht und Herrlichkeit,
Gott, deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken gehen!

Dich predigt Sonnenschein und Sturm,
Dich preist der Sand am Meere;
Bringt, ruft auch der geringste Wurm,
Bringt meinem Schöpfer Ehre;
Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,
Mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht;
Bringt unserm Schöpfer Ehre!

Der Mensch, ein Leib, den deine Hand
So wunderbar bereitet;
Der Mensch, ein Geist, den sein Verstand,
Dich zu erkennen leitet;
Der Mensch, der Schöpfung Ruhm und Preis,
Ist sich ein täglicher Beweis
Von deiner Güt' und Größe.

Erheb' ihn ewig, o mein Geist,
Erhebe seinen Nahmen!

Gott, unser Vater, sey gepreist,
Und alle Welt sag': Amen!
Und alle Welt fürcht' ihren Herrn,
Und hoff' auf ihn, und dien' ihm gern!
Wer wollte Gott nicht dienen?

Ja, lieben Kinder, wer wollte Gott nicht dienen? Er hat auch euch geschaffen, und in diese schöne, herrliche Welt gesetzt, damit ihr euch derselben erfreuet, auf ihr Freude und Glück um euch verbreitet, und euch durch Ausbildung eurer Geisteskräfte und durch eine sorgfältige Veredlung eures Herzens zu dem Himmel vorbereiten möget, in welchen er von dieser Erde alle gute Menschen hinverpflanzen will. Dienet ihm gern, das heißt, thut immer treu und redlich eure Pflicht, denket oft an ihn, liebt eure Nebenmenschen, und seyd allezeit so gesinnt, wie er es haben will. Dadurch werdet ihr ihm am besten für die unzähligen Wohlthaten danken, die er auch euch erweiset. Will euer frommes Gefühl bisweilen lau werden und ermatten: so blicket nach dem gestirnten Him-

mel hin, und erinnert euch lebhaft an alles das, was ich euch von demselben so eben vorgetragen habe, und ich bin überzeugt, euer Herz wird von neuem sich ergriffen und gerührt und von Bewunderung, Liebe und Dank gegen den gütigen Schöpfer durchdrungen fühlen!

Aufs herzlichste dankten die Kinder Herrn Seefeld für seine Belehrungen, und in Erichs Auge zitterte eine Thräne, ausgepreßt durch ein tiefes frommes Gefühl, das sich in seinem unschuldvollen Herzen regte.

Frau Seefeld schien gleichfalls sehr gerührt. Sie setzte sich an das Clavier, und sang mit hoher Andacht und stiller, bezaubernder Anmuth:

O Sternen-Nacht, o Silberlicht,
Das durch die dunklen Wolken bricht!
O Bild von dessen Herrlichkeit,
Der jene Sterne hingestreut!

Mein Herz durchschauert heil'ge Lust,
Und süße Ahnung schwellt die Brust;

Mein Auge blickt hinauf, und starrt
Im Anschaun seiner Gegenwart.

Ich seh' ein zahlenloses Heer
Von neuen Sonnen um mich her;
Es strebt und forscht der kühne Sinn
Durch alle diese Welten hin.

Dem Tropfen in dem Meere gleich,
Schwimmt unsre Sonn' im Schöpfungsreich;
Das Aug' durchirrt den weiten Raum,
Und findet ihre Stätte kaum.

Durch Millionen Welten flieht
Voll Staunen jetzt mein Geist, und sieht
In jeder, wie in unsrer Welt,
Von Gott Bewohner aufgestellt.

Sie alle sind von ihm beglückt;
Sein mildes Vaterauge blickt
Auf Alle gütig, wie auf mich,
Und sorgt für Alle väterlich.

O Gott, wie groß erscheinst du hier!
Begriff' und Worte fehlen mir.
Dich, den kein Seraph fassen kann,
Dich, Schöpfer, beth' ich schweigend an.

Voll frommer Regungen des Herzens begab sich die Gesellschaft wieder nach Hause. Freundlich lächelte der Mond auf sie herab. Mit Herzlichkeit trennten sich die Freunde, als sie die Stadt erreicht hatten, und alle erinnerten sich lange an diesen schönen Herbstabend mit heitrer Seele und hoher Lust.

VI.

Naturhistorische Unterhaltungen.

Herr Heimthal war ein großer Freund der Natur, und suchte auch seinen Kindern Liebe zu derselben einzuflößen. Wenn er mit ihnen spazieren ging — was er oft that — mach-

te er sie auf alles aufmerksam, was sich ihrem Auge darboth, und gewöhnte sie, alles, was sie sahen, genauer zu untersuchen, und sich mit den Eigenschaften der sie umgebenden Dinge bekannt zu machen.

Es ist so viel Schönes und Merkwürdiges in der Natur — sprach Herr Heimthal — daß es unverzeihlich ist, wenn der Mensch in ihr herumwandelt, ohne auf ihre Werke zu merken und sie näher zu betrachten und zu beobachten. Viele von ihren Erzeugnissen können ihm nützen, viele aber auch schaden; daher ist es nothwendig, daß er sie näher kennen lerne. Nur dadurch kann er Vortheil von ihnen ziehen, oder sich vor Nachtheil schützen. Auch sind ja die Werke der Natur Werke des allmächtigen und allgütigen Gottes. Untersuchen wir sie genauer, so entdecken wir an denselben so viele Spuren von Macht, Weisheit und Liebe, daß wir uns um so mächtiger zu ihrem unsichtbaren Urheber hingezogen und zur Ehrfurcht und Liebe, so wie zum innigsten Vertrauen und Danke gegen ihn gestimmt fühlen. Jedes Ding

auf Erden ist auf das zweckmäßigste eingerichtet; nichts ist an demselben zu viel oder zu wenig, und der große Schöpfer hat es so gut gebaut, daß es seine Bestimmung vollkommen zu erreichen im Stande ist. Es stehet da, wo es am besten fortkommen, und am meisten nützen kann. Je näher wir die Dinge, die uns umgeben, kennen lernen, um so mehr müssen wir die Weisheit dessen bewundern, der sie geschaffen hat.

Vieles scheint uns in der Natur entweder ganz unnütz, oder wohl gar höchst schädlich. Aber dieß scheint uns nur so. Wenn wir auch nicht bey allen Dingen ihren Nutzen aufzufinden im Stande sind, so können wir doch überzeugt seyn, daß sie im großen Haushalte der Natur nothwendig, unentbehrlich und vortheilbringend sind. Vieles, was vor hundert Jahren den Menschen mehr schädlich als nützlich schien, kennen wir jetzt als sehr heilsam und brauchbar. Manches Naturproduct ist allerdings in mancher Hinsicht gefährlich und schädlich, aber in vielen andern Rücksichten gewährt

es wieder den größten Nutzen, so daß wir vieles verlieren würden, wenn es nicht da wäre. So wirken mehrere Gifte freylich sehr nachtheilig und zerstörend auf uns, wenn wir sie genießen, aber als Arzneymittel sind sie sehr heilsam, und manche hartnäckige Krankheiten können nur durch sie bezwungen und gehoben werden. Je vertrauter wir uns auch in dieser Hinsicht mit der Natur machen, um so mehr fühlen wir uns aufgefordert, gerührt und dankbar auszurufen: Grenzenlos ist die Liebe und Vaterhuld des großen Schöpfers; er thut nach allen Seiten hin seine milde Hand auf, und sättiget alles, was da lebet, mit Wohlgefallen!

Herrn Heimthals Kinder hörten dem Vater gern zu, wenn er so sprach; denn schon frühzeitig waren sie daran gewöhnt worden, in allem, was sie um sich sahen, die Hand des unsichtbaren Urhebers zu erblicken, und wer sie auf die Spuren göttlicher Macht, Weisheit und Liebe aufmerksam machte, durfte sicher darauf

rechnen, von ihnen mit Vergnügen angehört zu werden.

Es lag Herrn Heimthal daran, seinen Kindern eine kurze, allgemeine Uebersicht von den Natur-Erzeugnissen der Erde zu geben, und er beschloß daher, diesem Geschäfte täglich eine Stunde zu widmen. Um auch andern Kindern nützlich zu werden, lud er deren mehrere ein, an diesen naturhistorischen Unterrichts- und Unterhaltungsstunden Theil zu nehmen. Sie thaten es mit Vergnügen, und einige schrieben ganz kurz in einem besonderen Buche nieder, was sie von Herrn Heimthal vernommen hatten.

Die jungen Leser und Leserinnen dieser Schrift erhalten hier Einiges von demjenigen, was Herr Heimthal seinen kleinen Zuhörern vortrug, und es ist zu hoffen, daß sie es nicht nur mit Aufmerksamkeit und Nachdenken lesen, sondern es auch ihrem Gedächtnisse einprägen, und sich durch dasselbe ermuntert finden werden, die Dinge in der Natur fleißig zu beobach-

ten, genauer zu untersuchen, und näher kennen zu lernen.

Betrachten wir die Naturproducte oder Naturalien etwas genauer, so finden wir unter ihnen in Rücksicht ihrer Entstehung, ihres Baues oder ihrer Structur und ihres Wachsthums eine merkliche Verschiedenheit. Einige entstehen nähmlich durch Körper ihrer Art, und haben röhrenförmige, in eine bestimmte Ordnung gestellte Gefäße, durch welche die Flüssigkeiten, die von außen in ihren Körper dringen, sich bewegen, und ihre Ernährung, ihr Wachsthum und ihre Erhaltung von innen befördern. Diese Gefäße pflegt man Organe zu nennen. Diejenigen Naturproducte aber, die auf diese Weise entstehen, gebaut sind, wachsen und sich erhalten, nennt man organisirte oder lebendige Körper, und darunter gehören die Thiere und Pflanzen. Andern Natur-Erzeugnissen fehlen dergleichen Organe; man findet bey ihnen keinen so künstlichen Körperbau, und sie entstehen und vergrößern sich bloß da-

durch, daß sich gleichartige Theile mit ihnen von außen verbinden und an sie ansetzen. Man nennt sie daher unorganisirte Körper, und dieß sind die Mineralien.

Man pflegt dem zu Folge alle Naturalien in drey Reiche zu theilen: in das Thierreich, das wir durch jene Wissenschaft kennen lernen, die man Zoologie nennt; das Pflanzenreich, mit welchem uns die Botanik, und das Mineral- oder Steinreich, womit uns die Mineralogie bekannt macht.

Wenn mehrere einzelne Natur-Producte in Hinsicht ihrer wesentlichen Eigenschaften eine große Aehnlichkeit mit einander haben, so zählt man sie zu einer Art. Stimmen mehrere Arten in gewissen Haupteigenschaften mit einander überein, so bilden sie eine Gattung. Mehrere ähnliche Gattungen geben eine Ordnung, und mehrere ähnliche Ordnungen eine Classe. Weichen einzelne Körper in den Haupteigenschaften von den übrigen ihrer Art merklich ab, so nennt man sie Spielarten.

So ist z. B. die weiße Hausmaus eine Spielart, und der weiße Sperling ebenfalls.

Es ist gewöhnlich, daß man, wenn man sich mit den Producten der Natur näher bekannt zu machen wünscht, bey dem Thierreiche den Anfang macht. Dasselbe soll auch hier geschehen. Nothwendig ist es dabey, daß man vor allem andern zuerst die Eintheilung der Thiere kennen lerne. Ein berühmter Naturforscher, Ritter von Linné, dem man dabey am meisten folgt, theilt die Thiere in sechs Classen, und nimmt dabey auf die innere Beschaffenheit ihres Herzens und Blutes Rücksicht.

In die erste Classe gehören jene Thiere, die zwey Herzkammern und zwey Vorkammern und ein warmes rothes Blut haben, und lebendige Jungen zur Welt bringen. Man nennt sie Säugethiere.

Die zweyte Classe enthält jene Thiere, die, so wie die vorigen, zwey Herzkammern und zwey Vorkammern, auch ein warmes rothes Blut haben, aber keine lebendige Jungen ge-

bähren, sondern Eyer legen, aus welchen Junge ausgebrütet werden. Sie heißen Vögel.

Die dritte Classe bilden jene Thiere, die bloß Eine Herzkammer und Eine Vorkammer und ein kaltes rothes Blut haben, und durch Lungen athmen. Sie heißen Amphibien.

In die vierte Klasse gehören diejenigen Thiere, die zwar, so wie die vorigen, Eine Herzkammer und Eine Vorkammer und kaltes rothes Blut haben, aber nicht durch Lungen, sondern durch Kiemen athmen. Man nennt sie Fische.

In die fünfte Classe zählt man jene Thiere, die zwar eine Herzkammer, aber keine Vorkammer und meist ein kaltes weißes Blut haben, mit Fühlhörnern versehen sind und sich verwandeln. Das sind die Insecten.

Die sechste Classe enthält Thiere, die, so wie die vorigen, eine Herzkammer ohne Vorkammer und meist ein kaltes weißes Blut haben, aber, statt der Fühlhörner, mit Fühlfa-

den versehen sind, und keine Verwandlung leiden. Man nennt sie Würmer.

(Hr. Heimthal ging in seinem Unterichte erst dann weiter, als seine Zuhörer sich die Unterscheidungszeichen dieser Thier-Classen gemerkt und ihrem Gedächtnisse tief eingeprägt hatten. Auch mußte jedes von ihnen Einiges über den Nutzen der Thiere bemerken, und mit ihren Bemerkungen konnte man ganz zufrieden seyn.)

Zu den merkwürdigsten Thieren gehören unstreitig die Säugethiere. Sie haben in Rücksicht ihres Körpers sehr viel mit dem Menschen gemein, und einige Gattungen von ihnen, besonders die Affen, sind ihm beynahe gleich. Die meisten von ihnen sind äußerlich mit Haaren bedeckt, nur einige haben Stacheln, Schuppen oder dichte Schilde. Die Landthiere bewegen sich vermittelst ihrer vier Füße, von welchen sich einige in Klauen, andere in Hufen endigen. Die Zehen sind bey einigen mit einer Schwimmhaut verbunden, und manche von diesen Thieren können vermittelst einer zwischen den

Vorder- und Hinterfüßen ausgedehnten Haut, gleich den Vögeln, fliegen.

Die meisten Säugethiere wohnen auf dem Lande, und die Zahl derer ist nicht groß, die sich im Meere aufhalten. Einige nähren sich aus dem Thier-, andere aus dem Pflanzenreiche, andere aus beyden zugleich. Mehrere Säugethiere verschlucken ihre Nahrung grob gekaut, bringen sie dann wieder durch den Schlund in den Mund, zermalmen sie besser, und verschlucken sie zum zweyten Mahle, weßhalb man sie wiederkauende Thiere zu nennen pflegt. Sie haben vier Magen.

Die Natur hat die meisten Thiere mit Waffen versehen, um sich damit gegen ihre Feinde zu vertheidigen. Bey den Säugethieren sind dieß Zähne, Krallen, Klauen, Hörner u. d. m.

Man pflegt die Säugethiere, die unter allen Thieren dem Menschen den meisten Nutzen gewähren, in sieben Ordnungen einzutheilen. Zur ersten gehören die Primaten oder menschenähnliche Thiere; zur zweyten Thiere ohne Schneidezähne; zur drit-

te er sie auf alles aufmerksam, was sich ihrem Auge darboth, und gewöhnte sie, alles, was sie sahen, genauer zu untersuchen, und sich mit den Eigenschaften der sie umgebenden Dinge bekannt zu machen.

Es ist so viel Schönes und Merkwürdiges in der Natur — sprach Herr Heimthal — daß es unverzeihlich ist, wenn der Mensch in ihr herumwandelt, ohne auf ihre Werke zu merken und sie näher zu betrachten und zu beobachten. Viele von ihren Erzeugnissen können ihm nützen, viele aber auch schaden; daher ist es nothwendig, daß er sie näher kennen lerne. Nur dadurch kann er Vortheil von ihnen ziehen, oder sich vor Nachtheil schützen. Auch sind ja die Werke der Natur Werke des allmächtigen und allgütigen Gottes. Untersuchen wir sie genauer, so entdecken wir an denselben so viele Spuren von Macht, Weisheit und Liebe, daß wir uns um so mächtiger zu ihrem unsichtbaren Urheber hingezogen und zur Ehrfurcht und Liebe, so wie zum innigsten Vertrauen und Danke gegen ihn gestimmt fühlen. Jedes Ding

auf Erden ist auf das zweckmäßigste eingerichtet; nichts ist an demselben zu viel oder zu wenig, und der große Schöpfer hat es so gut gebaut, daß es seine Bestimmung vollkommen zu erreichen im Stande ist. Es stehet da, wo es am besten fortkommen, und am meisten nützen kann. Je näher wir die Dinge, die uns umgeben, kennen lernen, um so mehr müssen wir die Weisheit dessen bewundern, der sie geschaffen hat.

Vieles scheint uns in der Natur entweder ganz unnütz, oder wohl gar höchst schädlich. Aber dieß scheint uns nur so. Wenn wir auch nicht bey allen Dingen ihren Nutzen aufzufinden im Stande sind, so können wir doch überzeugt seyn, daß sie im großen Haushalte der Natur nothwendig, unentbehrlich und vortheilbringend sind. Vieles, was vor hundert Jahren den Menschen mehr schädlich als nützlich schien, kennen wir jetzt als sehr heilsam und brauchbar. Manches Naturproduct ist allerdings in mancher Hinsicht gefährlich und schädlich, aber in vielen andern Rücksichten gewährt

brauchen, schenkte sich selbst ein, trank ganz geschickt, stieß bisweilen das Glas mit andern an, wischte sich mit der Serviette den Mund, und wenn Thee oder Kaffeh kam, hohlte er sich eine Tasse, füllte sie, that Zucker hinein, und trank sie aus. Um alles dieses vorzunehmen, bedurfte es nur eines Wortes oder eines Winkes von Seiten seines Herrn. Nicht selten that er jedoch alles von selbst.

In Europa ist am meisten der gemeine Affe bekannt, da ihn gemeiniglich die Bärenführer bey sich haben, und ihn für Geld sehen lassen. Seine Heimath sind die warmen Gegenden von Afrika und Asien, wo er sich von Obst, Blättern, Wurzeln, allerley Insecten, Eyern und Wasser nährt. Bey uns läßt er sich die Baumfrüchte, gelbe Rüben, Kornbrot, gekochtes Gemüse, Wasser mit Milch vermischt, Bier u. d. m. wohl schmecken. Seine weiten Backentaschen dienen ihm zu einer Vorrathskammer. Er hebt sich darin die Leckerbissen auf, die er bekommt, und hohlt sie, wenn ihn hungert, wieder hervor. Die Affenmutter

liebt ihr Junges außerordentlich, und behält es gewöhnlich drey Jahre lang bey sich. Oft geschieht es, daß eine der andern ihr Junges wegstehlen und entreißen will, und darüber entsteht nicht selten eine so große Zänkerey und Schlägerey, daß das letztere todt gedrückt wird. Zwar sind alle Affen sehr gelehrig, aber der gemeine Affe ist dieß in einem vorzüglichen Grade. Er ahmt gern nach, was er an den Menschen wahrnimmt, ist dabey listig, aber auch artig und sanft, belustigt durch seine possierlichen Geberden und Grimassen, so wie durch mancherley Kunststücke, zu denen er leicht abzurichten ist, schreyt, wenn er sich fürchtet: Ji! Aa! erschrickt und flieht am meisten vor den Raubvögeln, und besitzt eine so große Kraft, daß selbst der stärkste Mann ihn kaum bezwingen kann. In ihrer Heimath fallen diese Thiere oft zu hunderten in die Plantagen oder Pflanzungen ein, und thun den Baum- und Feldfrüchten großen Schaden. Nützlich sind sie besonders durch ihre Felle, von denen ein mannigfaltiger Gebrauch gemacht wird.

Unter den langgeschwänzten Affen bekommt man in Europa am meisten die gemeine Meerkatze zu Gesichte, die vorzüglich an der westlichen Küste von Afrika sehr häufig angetroffen, in Schlingen gefangen oder mit Pfeilen geschossen, und von den Negern gegessen wird. Man muß sie ins Gesicht treffen, wenn sie herabpurzeln soll, außerdem bleibt sie an dem Baume hängen. Einer verwundeten Meerkatze kommen sogleich andere zu Hülfe, und suchen den Pfeil aus ihrer Wunde zu ziehen. Sie ist sehr gesellig, und liebt besonders die Schweine, auf denen sie gern herumreitet. Die schwarzen Erdspinnen sind für sie eine ganz besondere Delicatesse. Sie zergliedert sie, und verzehrt sie mit dem größten Appetite. Sie springt mit der größten Leichtigkeit und Behendigkeit aus einem Fenster von zwanzig Fuß herab. Ihr Fleisch mit Reiß gekocht oder geräuchert wird von den Negern als schmackhaft gelobt.

In die erste Ordnung der Säugethiere gehört auch die Fledermaus, von der es 23 Arten gibt, die in zwey Familien getheilt werden,

nehmlich in ungeschwänzte und geschwänzte. Sie sind die einzigen vierfüßigen Thiere, welche fliegen. Es geschieht dieß vermittelst der dünnen Flughaut, in welche ihre Arme, Hände, vier Finger und die Füße ohne Zehen verwebt sind. Unter ihnen ist der sogenannte Blutsauger oder die Trichternase besonders merkwürdig. Dieses Thier hat die schädliche Eigenschaft, daß es den Menschen und Thieren im Schlafe gern das Blut aussaugt. Es ist in mehrern Gegenden von Amerika, z. B. in Terrafirma, Gujana, Brasilien, Neuspanien u. s. w. zu Hause, sieht unsern inländischen Fledermäusen ähnlich, und hat eine aschgraue Farbe. Am meisten hat man es zu fürchten, wenn man in einer Hängematte schläft. Es fällt dann gewöhnlich die Zehen an, thut einen Biß, fliegt dann fort, um zu sehen, ob der gebissene Mensch erwacht, kommt wieder, wenn dieß nicht geschieht, und saugt sich dick voll Blut. Fälschlich hat man bisher sehr häufig mit dem Blutsauger den Vampyr verwechselt, der im westlichen Afrika, im mittägli-

chen Asien und auf den Inseln des Indischen und Südmeeres hauset, und in Hinsicht der Größe gewöhnlich einer Taube gleicht. Die Vampyre leben in großen Gesellschaften, und ziehen des Abends gleich Wolken durch die Luft. Sie sind harmlose Thiere, die wohl sehr scharf beißen, aber nur dann, wenn man sie reizt. Ihr Geruch ist widrig, und ihre wollige Haut wird von den Schwarzen für giftig gehalten. Sie nähren sich von saftigem Obste, trinken gern den Saft der Palmbäume, und sollen sich in demselben oft so sehr berauschen, daß sie wie todt zur Erde fallen. Von den Schwarzen werden sie gern gegessen, und aus ihren Haaren werden hie und da Stricke und Quasten verfertigt. Die gemeine Fledermaus ist ein hinlänglich bekanntes Thier. Sie riecht stark und angenehm nach Bisam, frißt gern eine Art von Schmetterlingen, die man Weidenschwärmer nennt, außerdem aber auch Roß-, May- und Aaskäfer und andere schädliche Insecten, und ist in dieser Hinsicht nicht wenig nützlich. Aber sie fliegt auch gern in die Schorn-

steine und Fleischkammern, und mauſt dort Speck und andere Arten von Fett. Bemerkenswerth ist auch die langöhrige Fledermaus, deren Ohren so lang sind als der ganze Leib, und die doppelte Ohren zu haben scheint. Sie kann schnell laufen, und noch behender ist sie im Klettern. Ihre Wohnung schlägt sie in Städten und Dörfern in den Ritzen und Klüften der Gebäude, in den Gärten und Waldungen aber in hohlen Bäumen auf. Im Winter erstarrt sie, so wie alle einheimischen Fledermäuse, hüllt sich dabey in ihre Flügel wie in einen Mantel ein, hängt sich an ihren Hinterfüßen in Gesellschaft auf, und erwacht nicht eher, als bis die Frühlingswärme sie erweckt. Sie ist ein lustiges Thier, und neckt sich mit andern ihres Gleichen gern herum; so wie alle Fledermäuse, fliegt auch sie nur des Abends aus, um ihre Nahrung zu suchen, welche in kleinen Nachtschmetterlingen, Käfern, Mücken, Fliegen und Schaben besteht.

Es gibt vierfüßige Thiere, denen die Vorderzähne, und den meisten auch die Eckzähne fehlen. Ihre Backzähne, welche einigen fehlen, sind stumpf, und ihre Füße in mehrere Zehen gespalten, und diese mit sehr starken Klauen bewaffnet. Die meisten von ihnen nähren sich aus dem Pflanzenreiche, und nur einige von kleinen Thieren. Man nennt sie Thiere ohne Schneidezähne, und sie bilden die zweyte Ordnung der Säugethiere. Es gehören darunter: das Faulthier, der Ameisenfresser, das Schuppenthier, das Gürtelthier, das Nashorn, der Elephant, das Wallroß, die Seekuh u. s. w.

Das Faulthier geht auf allen Vieren sehr langsam, klettert aber leicht auf Bäume, und nährt sich von den Blättern und Früchten der letzteren. Dasjenige, das man in Südamerika findet, und Ai nennt, hat die Größe eines Fuchses, ruft des Nachts sehr oft gravitätisch seinen Nahmen Ai aus, und schläft hängend. Seine Gestalt ist in der That sehr kläglich. Der ganze Körper ist mit dicken zottigen

grauen Haaren bedeckt, und der Schwanz sehr kurz. Der Gang dieses Thieres ist so langsam, daß es in einem Tage kaum funfzig Schritte zurücklegt, wobey es den Bauch auf der Erde schleppt. Hat es einmahl einen Baum bestiegen, so verläßt es denselben nicht eher, als bis es ihn ganz abgefressen hat; dann rollt es sich zusammen, stürzt herab, und klettert auf einen andern. Hungern kann es leicht einen Monath lang; zu saufen pflegt es niemahls, und sein Leben ist sehr zäh.

Der Ameisenfresser hat starke, gekrümmte und spitzige Krallen, mit welchen er die Ameisenhaufen zerscharrt, und dadurch diese Thierchen in die Höhe bringt. Er streckt dann seine lange Zunge auf ihnen herum, läßt sie von ihnen voll kriechen, und zieht hierauf dieselbe zurück. Mit seinen großen Krallen vertheidigt er sich selbst gegen Tiger. Seine vorzüglichste Nahrung besteht aus Ameisen. Die Wilden in Südamerika, wo er sich aufhält, essen sein Fleisch. Es gibt übrigens einen großen Ameisenfresser, der

ungefähr vier Fuß, und einen kleinen, der, ohne Schwanz, bloß acht Zoll lang ist. Beyde lassen sich zähmen.

Viel Aehnlichkeit mit dem Ameisenfresser hat das Schuppenthier, aber durch die Bedeckung seines Körpers unterscheidet es sich von demselben. Diese Bedeckung besteht in knochenartigen beweglichen Schuppen, die viel Aehnlichkeit mit den Fichtenzapfen haben, und dem Thiere, das sie dann von einander sträubt, zur Vertheidigung dienen. Es gibt keine Stimme von sich, bewegt sich nur langsam, und nützt durch sein Fleisch, das eßbar ist.

Das Gürtelthier wird auch Panzerthier, auch Schildferkel genannt. Es gibt acht Arten davon. Der Kopf der Meisten sieht einem Schweinskopfe ähnlich. Diese Thiere machen sich dadurch besonders bemerkbar, daß ihr Kopf und Leib von oben mit einem hornartigen Schilde bedeckt sind, welches in der Mitte einige bewegliche Gürtel hat. Der Schwanz ist damit ganz umgeben. Sie halten sich vor-

züglich in Südamerika auf, graben sich mit grosser Schnelligkeit in die Erde, und vertheidigen sich auf diese Weise, so wie durch das igelartige Zusammenrollen, gegen ihre Feinde. Des Nachts gehen sie aus, um ihre Nahrung zu suchen, die in Erd- und Baumfrüchten, so wie in Fleisch besteht. Das Weibchen wirft jeden Monath vier Junge. Ihr Fleisch riecht nach Bisam, wird aber dessen ungeachtet gegessen.

Das Nashorn gehört zu den merkwürdigsten Thieren der Erde. Es gleicht dem Elephanten an Grösse, und hat bloß niedrigere Beine. Seine Länge beträgt eilf bis zwölf, seine Höhe sechs bis sieben Fuß. Der Kopf desselben ist dem Schweinekopfe ähnlich; der Hals dick und kurz; der Leib gleichfalls dick und der Wanst herabhängend; kurz ist auch der Schwanz, und hat am Ende an zwey Seiten fast ellenlange, starke schwarze Haare; die vorderen Beine sind dachsartig. Im funfzehnten Jahre ist es gewöhnlich ausgewachsen, und hat auf der Nase mehrentheils zwey Hörner, die nach dem Kopfe zugekehrt sind. Seltner sind

diejenigen Nashörner, die nur Ein Horn haben. Die Haut dieser Thiere ist grauschwarz, ohne Schuppen, dick und auf dem Rücken sehr hart. Sie lieben wäßrige, sumpfige Gegenden, wälzen sich in denselben wie die Schweine herum, nähren sich von strauchartigen Gewächsen, grunzen wie ein Schwein, besitzen ein sehr scharfes Gehör und einen sehr feinen Geruch, sind aber dabey träge und dumm. Kommen sie aber einmahl in Bewegung, so laufen sie, trotz ihrer ungeheuern Körpermasse, doch schnell, entfliehen einem Pferde sogar, und legen bisweilen an einem Tage gegen dreyßig Meilen zurück. Sie sind übrigens friedliche Thiere. Werden sie angegriffen, so vertheidigen sie sich mit ihren Hörnern, gehen mit denselben auf die Feinde los, fassen sie, und werfen sie in die Luft. Man kann ihnen aber leicht ausweichen; da sie immer nur gerade aus gehen, so darf man sie nur nahe kommen lassen, und dann auf die Seite springen, so rasen sie hey einem vorbey. Uebrigens lassen sie sich zähmen. Von den Jägern werden sie gewöhnlich im Schlafe überfallen.

Ihr Fleisch ist schwammicht und grob, und wird daher nur selten gegessen. Dagegen macht man von ihrer Haut Riemen, Messerschalen, Spießruthen, Spazierstöcke u. d. m., und aus ihren Hörnern werden allerhand Kunstsachen, z. B. Becher, gearbeitet. An den Ufern der Ströme in Rußland findet man häufig Knochen und Hörner von diesen Thieren, was in mancher Rücksicht merkwürdig ist, und dem Naturforscher Stoff zu mancherley Betrachtungen gibt.

Höchst merkwürdig ist der Elephant, wegen seiner Größe und Stärke sowohl, als wegen seiner großen Gelehrigkeit und Klugheit. Er erreicht bisweilen eine Höhe von 15, und eine Länge von 17 Fuß, wird nicht selten beynahe 5000 Pfund schwer, und soll mehr Fleisch haben als fünf Ochsen. Im Verhältnisse der übrigen Theile des Körpers ist sein Kopf klein und fast viereckig, und die Stirn, in welcher seine größte Stärke liegt, platt. Seine Augen sind auffallend klein und matt. Merkwürdig ist sein, nach allen Seiten hin beweglicher, sich

verlängernder und verkürzender halbrunder Rüssel, an dessen Ende sich ein Haken befindet, womit er, gleichwie mit einem Finger, allerley Dinge anfassen und aufheben kann. Der Mund ist klein. In der obern Kinnlade liegen zwey weiße, zuweilen zehn Fuß lange und unten vier Spannen dicke Eckzähne, die oft nahe an 200 Pfund wiegen, und unten hohl, oben aber dicht wie ein Stein sind. Von diesen Zähnen erhalten wir das gute Elfenbein. Der Hals zeichnet sich durch eine auffallende Kürze aus. Der Rücken ist erhaben, der Leib bauchig. Seine vordern Beine sind etwas länger als die hintern, und sein Schwanz ist fast nackt, und am Ende mit einem Busch von vier bis sechs Zoll langen Borsten versehen, die von der Dicke eines Rabenkiels sind, und von den Indianern im Werthe hoch angeschlagen werden. Die gefurchte Haut des Thieres ist am ganzen Leibe dicht, runzlich und hart, gleich Baumrinde, unter dem Bauche aber weiter. Seine Farbe ist mäusefahl, selten bräunlich grau, und noch seltner weißlich oder gefleckt.

Das Vaterland des Elephanten sind die heißen Gegenden der alten Welt, das südliche Asien und Afrika, und die Afrikanischen sind größer als die Asiatischen. Sie lieben große, einsame, schattige Waldungen, die in sumpfigen Gegenden liegen, und sind gern an Gewässern, um sich darin zu baden und abzukühlen. Man erblickt sie oft in Heerden von hundert bis tausend Stück beysammen. Sie nähren sich von jungen Bäumen, Baumästen, Laub, auch Reis, Getreide und anderen Gewächsen. Den Pisang- und Palmbäumen gehen sie gerne nach. Mit ihrem Rüssel reißen sie oft mittelmäßige Bäume aus, größere aber stoßen sie mit der Stirne und dem Leibe um. Ihre Märsche nach angebauten Gegenden, wo sie dann gewöhnlich große Verwüstungen anrichten, sind oft weit und gefährlich. Sie verheeren bisweilen ganze Tobaksfelder, berauschen sich durch das Kraut, schlafen dann ein, und werden so von den Negern häufig überfallen und überwältigt. Sie haben fast immer guten Appetit, fressen viel, und bringen ihre Nahrung mit dem Rüssel zum

Munde. Das Wasser, das sie trinken wollen, machen sie vorerst mit den Füßen trübe, saugen es hierauf mit dem Rüssel ein, und leeren es dann im Munde aus, ohne davon einen Tropfen fallen zu lassen. Starke Getränke, z. B. Wein, Branntwein, Arak u. d. m. lieben sie sehr.

Die Elephantenmutter bringt nur Ein Junges zur Welt, das sie zwey Jahre lang an ihren Brüsten säugt. Völlig ausgewachsen ist es erst im dreyßigsten Jahre.

Die Elephanten erreichen ein Alter von mehr als hundert Jahren. Zwar ist ihr Körperbau sehr plump, allein sie marschiren doch schnell, schwimmen oft eine halbe Meile weit in die See, und besitzen außerdem viele Gelehrigkeit und Klugheit. Sie sind von Natur mild, sanft, biegsam, ihren Herren folgsam, niemanden beleidigend und für empfangene Wohlthaten sehr dankbar. Reizt und beleidigt man sie aber, so soll auch ihr Zorn unversöhnlich seyn. Man fängt sie theils in großen ledernen Stricken, theils dadurch, daß man sie in or-

deutlichen Treibjagden in besonders angelegte Gehege treibt, und diese dann sperrt, worauf man ihnen Seile um den Hals wirft, und sie zur Zähmung in enge Ställe bringt.

Die morgenländischen Fürsten legen auf den Besitz schöner Elephanten einen hohen Werth, und treiben mit denselben großen Staat. Von dem Groß-Mogul erzählt man, daß er deren einige tausende halte, und auf ihre Unterhaltung unermeßliche Summen verwende. Die Indianer verehren besonders die weißen, oder vielmehr weißlichen Elephanten, und in Siam bewohnt ein solcher einen prächtigen Pallast, frißt aus Gefäßen von Gold und Silber, wird auf eine ausgezeichnete Weise bedient, und unter einem kostbaren Baldachin spazieren geführt. Man hat dort die sonderbare Meinung, daß in dem Körper eines solchen Thieres die abgeschiedene Seele eines Königs oder doch eines großen Mannes ihre Wohnung aufzuschlagen pflege.

Man kann sich der Elephanten auf Reisen zum Reiten recht wohl bedienen, und die Alten gebrauchten sie zu jener Zeit, wo das Pul-

ver noch nicht erfunden war, in Kriegen, stellten auf ihrem Rücken Thürme auf, besetzten diese mit bepanzerten und bewaffneten Soldaten, und besteckten ihre Seiten und Rüssel mit Sensen. Jetzt benutzt man sie größtentheils zum Fortschleppen großer Lasten, zum Fortwälzen großer Ladungen auf Berge, zum Schiffsziehen u. d. m.

Die Negerkönige bedienen sich des Schwanzes der Elephanten als Fliegelwedels, und das Fleisch derselben wird von den Schwarzen gern gegessen. Den meisten Nutzen zieht man jedoch von ihren Zähnen, die das schöne, echte Elfenbein geben, aus dem verschiedene Kunstsachen gearbeitet werden.

Sehr merkwürdig ist es, daß man in vielen Gegenden der Erde, die von dem Vaterlande der Elephanten sehr weit entfernt liegen, noch jetzt Zähne und Gerippe von ihnen ausgräbt, z. B. in Rußland, Pohlen, Frankreich, England und Deutschland. Auch in Amerika sind Elephantenzähne gefunden worden, obgleich

diese Thiere selbst dort nicht gesehen worden sind.

Doch genug von dem Elephanten. Merkwürdig ist in mancher Hinsicht auch das Wallroß. Dieses Thier wird gegen achtzehn Fuß lang, hat einen länglich runden Kopf, einen so kleinen Mund, daß man eine Faust nicht hineinbringen kann, Augen, die so groß sind als die des Ochsen, und die es bey einem Sturmwetter zur Sicherheit in den Kopf einziehen kann, und an der Ober- und Unterlippe, so wie an den beyden Seiten der Nase eine Menge Bartborsten, die wie ein Strohhalm dick, eine Spanne breit, dreyfach gewunden und durchsichtig sind, und dem Thiere ein prächtiges und fürchterliches Ansehen geben. Aus den Nasenlöchern spritzt es, so wie der Wallfisch, doch ohne Geräusch, Wasser, und die Oeffnungen seiner Ohren sind so klein, daß man sie kaum zu finden im Stande ist. Aus der obern Kinnlade stehen zwey unterwärts gebogene Eckzähne hervor, die ungefähr vier bis fünf Pfund schwer, inwendig hohl, übrigens aber

dicht, und von einem feineren Gewebe als das Elfenbein sind. An den Füßen finden sich fünf Zehen mit kurzen Nägeln und einer Schwimmhaut.

Die Wallrosse halten sich in dem Meere und an den Küsten am Nordpol auf. Sie leben in Heerden zu hunderten beysammen, gehen ans Land, und schlafen auf dem Eise, aber nicht selten auch in der See. Schlafen sie, so stellen sie Schildwachen aus, die ihnen Nachricht geben und sie wecken, wenn ihnen Gefahr droht. Ihr Gang ist sehr unbeholfen, aber durch Hülfe ihrer langen Eckzähne, mit denen sie sich einhäkeln, beschleunigen sie denselben. Sie nähren sich von Seegewächsen und Schalthieren, sind beherzt und grimmig, gehen bisweilen auf Schaluppen los, und schlagen Löcher drein, fürchten sich indeß doch vor den Menschen sehr. Aus ihrem Specke gewinnt man Thran; nutzbar sind auch ihre Zähne, und aus ihrer Haut werden Gurten und überhaupt ein gutes Riemenwerk verfertigt. In den Gegenden um den Nordpol herum, besonders in Spitzbergen,

überfällt man sie im Schlafe und schlägt sie todt. Weckt man sie, so stellen sie sich auf die Vorderfüße gerade in die Höhe, erheben ein ochsenartiges Gebrüll, hauen mit den Zähnen auf das Eis, stecken den Kopf zwischen die Beine, und rollen sich so ins Wasser hinab. Auch vermittelst Harpunen sucht man sie bisweilen zu tödten, und zieht sie dann mit Seilen an das Land.

Die Seekuh, auch Manati genannt, weicht in ihrem Körperbau noch mehr als das Wallroß von den Landthieren ab, und nähert sich noch mehr dem Wallfische; doch ist ihr Kopf einem Ochsenkopfe ähnlich. Ihre Haut ist noch Ein Mahl so dick als eine Ochsenhaut und wird zu Leder verarbeitet. Das blaß rothe und wohlschmeckende Fleisch wird gebraten, eingesalzen und geräuchert gegessen, besonders hält man den Schwanz einer jungen Seekuh für eine Delicatesse. Ihr zwey bis drey Finger dickes Fett ist weiß. Diese Thiere halten sich in den Meeren von Amerika auf, und werden oft acht-

tausend Pfund schwer, und acht bis siebzehn Fuß lang.

(Die Fortsetzung folgt.)

VII.

Als Luise geboren war.

Kleiner Engel, sey gegrüßet
Uns auf Gottes schöner Welt!
Deine Ankunft — sie versüßet
Alles, was uns hier gefällt.

Seit das Kindlein uns gekommen,
Wir sein holdes Lächeln sehn,
Strahlen heitrer uns die Sonnen,
Die sich froh am Himmel drehn.

Holde Tochter! unsre Wonne,
Unser Himmel bist uns du!
Dich bestrahle stets die Sonne
Sel'ger Heiterkeit und Ruh.

Sey du stets der Aeltern Freude;
Rein sey deines Lebens Quell;
Fern von Unmuth, Gram und Neide,
Fließ' er allzeit still und hell!

Geist der Unschuld und der Tugend,
Ewig wohn' in ihrer Brust!
Schütze ihre zarte Jugend;
Lohne sie mit Himmelslust.

Aehnlich einem Engel, blühe
Unser Kindlein froh hinan;
Gottes Segen, spat und frühe,
Ruh' auf seiner Lebensbahn.

Schlummre denn im Mutter-Arme,
Süßes, vielgeliebtes Kind,
Frey von Schmerzen, Sorg' und Harme,
Glücklich, wie es Engel sind!

VIII.

Räthsel. *)

(Von Schiller.)

1.

Der Baum, auf dem die Kinder
Der Sterblichen verblühn,
Steinalt, nichts desto minder
Stets wieder jung und grün;
Er kehrt auf einer Seite
Die Blätter zu dem Licht,
Doch kohlschwarz ist die zweyte,
Und sieht die Sonne nicht.

Er setzet neue Ringe
So oft er blühet, an,

*) Die Auflösung findet man am Ende dieses Bändchens.

Das Alter aller Dinge
Zeigt er den Menschen an.
In seine grünen Rinden
Drückt sich ein Nahme leicht,
Der nicht mehr ist zu finden,
Wenn sie verdorrt und bleicht.
Sprich, kannst du es ergründen,
Was diesem Baume gleicht?

2.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde,
Es gibt sich selber Licht und Glanz,
Ein andres ists zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ists ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein,
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.

3.

Kannst du wohl den Crystall mir nennen,
Ihm gleicht an Werth kein Edelstein,

Er leuchtet, ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein,
Der Himmel selbst ist abgemahlet
In seinem wundervollen Ring.
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Oft schöner, als was er empfing.

4.

Wie heißt das Ding, das wen'ge schätzen,
Doch zierts des größten Kaisers Hand,
Es ist gemacht, um zu verletzen,
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.
Kein Blut vergießt's, und macht doch tausend Wunden,
Niemand beraubts, und macht doch reich;
Es hat das Erdreich überwunden,
Es macht das Leben sanft und gleich.
Die größten Reiche hat's gegründet,
Die ältsten Städte hat's erbaut,
Doch niemahls hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

IX.

Technologische Unterhaltungen.

Der aufmerksame und denkende Beobachter der Natur findet in derselben nach allen Seiten hin Veranlassung zur Freude, zum Staunen und zur Bewunderung. Ueberall entdeckt sein forschender Geist des Schönen, Herrlichen, Nützlichen und Wunderbaren unendlich viel, und wo sein Blick auch weilen mag, überall stößt er auf sichtbare Spüren einer unsichtbar waltenden Allmacht, Weisheit und Güte. Aber nicht bloß die Natur, auch das menschliche Leben und die menschliche Kunst biethen uns ein Schauspiel dar, welches in hohem Grade dazu geeignet ist, unsern Geist zu fesseln und zum Nachdenken zu wecken, unser Gemüth zur Freude zu stimmen, und dasselbe mit Bewunderung

der menschlichen Erfindungskraft zu erfüllen, uns Stoff zu angenehmen und nützlichen Betrachtungen zu gewähren, und uns bey alle dem aufzufordern, die Hand der Vorsehung dafür zu segnen, daß sie den menschlichen Geist nach und nach zu Erfindungen hinleitete, denen wir Sicherheit, Vergnügen und mannigfaltige Bequemlichkeit zu danken haben.

Außer den Naturgegenständen, sehen wir uns in der menschlichen Gesellschaft nach allen Seiten hin von Dingen umgeben, die durch menschlichen Kunstfleiß hervorgebracht worden sind. Ohne sie würde unser Leben mit unendlich vielen Unbequemlichkeiten verbunden, und bey weitem nicht so angenehm seyn, als es gegenwärtig bey der Menge von Erfindungen ist, die in Beziehung auf unsre Lebensbedürfnisse nach und nach gemacht worden sind. Der Mensch genießt die großen Vortheile derselben; aber er denkt selten über ihren Werth und noch weniger darüber gehörig nach, wie sie allmählich gemacht und vervollkommnet worden sind. Dem sollte nicht also seyn. Dem Verständigen darf

nichts fremd bleiben, was auf menschliche Wohlfahrt einen größern und geringeren Einfluß äußert. Und daher sollte er sich auch mit den Werkstätten des menschlichen Kunstfleißes, mit den Erzeugnissen desselben oder, kurz gesagt, mit technologischen Gegenständen so bekannt als möglich machen.

Als die Menschen es noch nicht verstanden, die Producte der Natur gehörig zu bearbeiten und sie dadurch in Kunstproducte zu verwandeln, war ihr äußerlicher Zustand beschwerdevoll, unsicher und mit vielerley Unannehmlichkeiten, Uebeln und Leiden verknüpft. Selbst ihr Geist konnte sich zu jener Zeit nur langsam und schwer entwickeln, und sie blieben so lange rohe, unbeholfene Kinder der Natur, bis sie auf dem Gebiethe der mechanischen Künste einige Erfindungen und Fortschritte machten, und sich durch Kunstfleiß der leblosen und lebendigen Natur immer mehr bemächtigten. Jetzt erst schritten sie auch merklicher in ihrer Geistesbildung fort; die Bequemlichkeiten, die sie sich in Hinsicht auf Nahrung, Wohnung, Bekleidung und

dicht, und von einem feineren Gewebe als das Elfenbein sind. An den Füßen finden sich fünf Zehen mit kurzen Nägeln und einer Schwimmhaut.

Die Wallrosse halten sich in dem Meere und an den Küsten am Nordpol auf. Sie leben in Heerden zu hunderten beysammen, gehen ans Land, und schlafen auf dem Eise, aber nicht selten auch in der See. Schlafen sie, so stellen sie Schildwachen aus, die ihnen Nachricht geben und sie wecken, wenn ihnen Gefahr droht. Ihr Gang ist sehr unbeholfen, aber durch Hülfe ihrer langen Eckzähne, mit denen sie sich einhäkeln, beschleunigen sie denselben. Sie nähren sich von Seegewächsen und Schalthieren, sind beherzt und grimmig, gehen bisweilen auf Schaluppen los, und schlagen Löcher drein, fürchten sich indeß doch vor den Menschen sehr. Aus ihrem Specke gewinnt man Thran; nutzbar sind auch ihre Zähne, und aus ihrer Haut werden Gurten und überhaupt ein gutes Riemenwerk verfertigt. In den Gegenden um den Nordpol herum, besonders in Spitzbergen,

überfällt man sie im Schlafe und schlägt sie todt. Weckt man sie, so stellen sie sich auf die Vorderfüße gerade in die Höhe, erheben ein ochsenartiges Gebrüll, hauen mit den Zähnen auf das Eis, stecken den Kopf zwischen die Beine, und rollen sich so ins Wasser hinab. Auch vermittelst Harpunen sucht man sie bisweilen zu tödten, und zieht sie dann mit Seilen an das Land.

Die Seekuh, auch Manati genannt, weicht in ihrem Körperbau noch mehr als das Wallroß von den Landthieren ab, und nähert sich noch mehr dem Wallfische; doch ist ihr Kopf einem Ochsenkopfe ähnlich. Ihre Haut ist noch Ein Mahl so dick als eine Ochsenhaut und wird zu Leder verarbeitet. Das blaß rothe und wohlschmeckende Fleisch wird gebraten, eingesalzen und geräuchert gegessen, besonders hält man den Schwanz einer jungen Seekuh für eine Delicatesse. Ihr zwey bis drey Finger dickes Fett ist weiß. Diese Thiere halten sich in den Meeren von Amerika auf, und werden oft acht-

tausend Pfund schwer, und acht bis siebzehn Fuß lang.

(Die Fortsetzung folgt.)

VII.

Als Luise geboren war.

Kleiner Engel, sey gegrüßet
Uns auf Gottes schöner Welt!
Deine Ankunft — sie versüßet
Alles, was uns hier gefällt.

Seit das Kindlein uns gekommen,
Wir sein holdes Lächeln sehn,
Strahlen heitrer uns die Sonnen,
Die sich froh am Himmel drehn.

Holde Tochter! unsre Wonne,
Unser Himmel bist uns du!
Dich bestrahle stets die Sonne
Sel'ger Heiterkeit und Ruh.

Sey du stets der Aeltern Freude;
Rein sey deines Lebens Quell;
Fern von Unmuth, Gram und Neide,
Fließ' er allzeit still und hell!

Geist der Unschuld und der Tugend,
Ewig wohn' in ihrer Brust!
Schütze ihre zarte Jugend;
Lohne sie mit Himmelslust.

Aehnlich einem Engel, blühe
Unser Kindlein froh hinan;
Gottes Segen, spat und frühe,
Ruh' auf seiner Lebensbahn.

Schlummre denn im Mutter-Arme,
Süßes, vielgeliebtes Kind,
Frey von Schmerzen, Sorg' und Harme,
Glücklich, wie es Engel sind!

VIII.

Räthsel. *)

(Von Schiller.)

1.

Der Baum, auf dem die Kinder
Der Sterblichen verblühn,
Steinalt, nichts desto minder
Stets wieder jung und grün;
Er kehrt auf einer Seite
Die Blätter zu dem Licht,
Doch kohlschwarz ist die zweyte,
Und sieht die Sonne nicht.

Er setzet neue Ringe
So oft er blühet, an,

*) Die Auflösung findet man am Ende dieses Bändchens.

Das Alter aller Dinge
Zeigt er den Menschen an.
In seine grünen Rinden
Drückt sich ein Nahme leicht,
Der nicht mehr ist zu finden,
Wenn sie verdorrt und bleicht.
Sprich, kannst du es ergründen,
Was diesem Baume gleicht?

2.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde,
Es gibt sich selber Licht und Glanz,
Ein andres ists zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ists ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein,
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.

3.

Kannst du wohl den Crystall mir nennen,
Ihm gleicht an Werth kein Edelstein,

Er leuchtet, ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein,
Der Himmel selbst ist abgemahlet
In seinem wundervollen Ring.
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Oft schöner, als was er empfing.

4.

Wie heißt das Ding, das wen'ge schätzen,
Doch zierts des größten Kaisers Hand,
Es ist gemacht, um zu verletzen,
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.
Kein Blut vergießt's, und macht doch tausend Wunden,
Niemand beraubts, und macht doch reich;
Es hat das Erdreich überwunden,
Es macht das Leben sanft und gleich.
Die größten Reiche hat's gegründet,
Die ältsten Städte hat's erbaut,
Doch niemahls hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

IX.

Technologische Unterhaltungen.

Der aufmerksame und denkende Beobachter der Natur findet in derselben nach allen Seiten hin Veranlassung zur Freude, zum Staunen und zur Bewunderung. Ueberall entdeckt sein forschender Geist des Schönen, Herrlichen, Nützlichen und Wunderbaren unendlich viel, und wo sein Blick auch weilen mag, überall stößt er auf sichtbare Spüren einer unsichtbar waltenden Allmacht, Weisheit und Güte. Aber nicht bloß die Natur, auch das menschliche Leben und die menschliche Kunst biethen uns ein Schauspiel dar, welches in hohem Grade dazu geeignet ist, unsern Geist zu fesseln und zum Nachdenken zu wecken, unser Gemüth zur Freude zu stimmen, und dasselbe mit Bewunderung

der menschlichen Erfindungskraft zu erfüllen, uns Stoff zu angenehmen und nützlichen Betrachtungen zu gewähren, und uns bey alle dem aufzufordern, die Hand der Vorsehung dafür zu segnen, daß sie den menschlichen Geist nach und nach zu Erfindungen hinleitete, denen wir Sicherheit, Vergnügen und mannigfaltige Bequemlichkeit zu danken haben.

Außer den Naturgegenständen, sehen wir uns in der menschlichen Gesellschaft nach allen Seiten hin von Dingen umgeben, die durch menschlichen Kunstfleiß hervorgebracht worden sind. Ohne sie würde unser Leben mit unendlich vielen Unbequemlichkeiten verbunden, und bey weitem nicht so angenehm seyn, als es gegenwärtig bey der Menge von Erfindungen ist, die in Beziehung auf unsre Lebensbedürfnisse nach und nach gemacht worden sind. Der Mensch genießt die großen Vortheile derselben; aber er denkt selten über ihren Werth und noch weniger darüber gehörig nach, wie sie allmählich gemacht und vervollkommnet worden sind. Dem sollte nicht also seyn. Dem Verständigen darf

nichts fremd bleiben, was auf menschliche Wohlfahrt einen größern und geringeren Einfluß äußert. Und daher sollte er sich auch mit den Werkstätten des menschlichen Kunstfleißes, mit den Erzeugnissen desselben oder, kurz gesagt, mit technologischen Gegenständen so bekannt als möglich machen.

Als die Menschen es noch nicht verstanden, die Producte der Natur gehörig zu bearbeiten und sie dadurch in Kunstproducte zu verwandeln, war ihr äußerlicher Zustand beschwerdevoll, unsicher und mit vielerley Unannehmlichkeiten, Uebeln und Leiden verknüpft. Selbst ihr Geist konnte sich zu jener Zeit nur langsam und schwer entwickeln, und sie blieben so lange rohe, unbeholfene Kinder der Natur, bis sie auf dem Gebiethe der mechanischen Künste einige Erfindungen und Fortschritte machten, und sich durch Kunstfleiß der leblosen und lebendigen Natur immer mehr bemächtigten. Jetzt erst schritten sie auch merklicher in ihrer Geistesbildung fort; die Bequemlichkeiten, die sie sich in Hinsicht auf Nahrung, Wohnung, Bekleidung und

andere nothwendige Bedürfnisse zu verschaffen wußten, erhöhten in ihren Augen nicht nur den Reitz und die Annehmlichkeiten des Lebens, sondern wirkten auch wohlthätig auf die Vervollkommnung und Veredlung ihrer innern, geistigen und sittlichen Natur. Sie erhoben sich aus dem Zustande der Thierheit in den Zustand der Menschheit, und wurden dem immer ähnlicher, der sie schuf.

Die Menge der Kunstproducte oder Fabrikate, die wir im täglichen Leben benutzen, ist außerordentlich groß, und die meisten derselben zeichnen sich durch einen hohen Grad von Vollkommenheit aus. Aber es waren bey manchen derselben Jahrhunderte nöthig, um sie zu diesem Grade der Vollkommenheit zu bringen. Als sie erfunden und zuerst bearbeitet wurden, waren sie roh und höchst mangelhaft, und nur nach und nach vervollkommnete sie der denkende und forschende Geist der Menschen. Noth und Zufall waren die ursprünglichen Quellen der meisten technischen Erfindungen, und manche Entdeckung dieser Art wurde auf eine seltsame,

wunderbare Weise gemacht. Die Geschichte hievon ist für jeden Denkenden anziehend und lehrreich, und der Gebildete sollte mit derselben nicht unbekannt bleiben.

Man kann daher wohl auf die Zustimmung und den Dank der jungen Leser und Leserinnen dieser Schrift rechnen, wenn man ihnen in derselben über manche technische Erfindungen Einiges mittheilt, und sie mit den vorzüglichsten Gegenständen des menschlichen Kunstfleißes bekannt macht. So interessant, als unterhaltende Geschichten, wird dieß freylich für manche von ihnen nicht seyn. Aber diese mögen bedenken, daß auch das weniger Interessante, wenn es nützlich ist, mit Aufmerksamkeit und Theilnahme umfaßt werden müsse, und daß man bey seiner Lectüre am besten thut, wenn man das Belehrende, gesetzt es scheine auch etwas trocken, vorzüglich berücksichtigt, und es gern mit dem angenehm Unterhaltenden verbindet. Und nun ohne weitere Einleitung zur Sache.

Die Gerberey.

Zu den nützlichsten Erzeugnissen des menschlichen Kunstfleißes gehört unstreitig das Leder. Wir bedürfen desselben zu verschiedenen Dingen so sehr, daß wir den Mangel desselben bey vielen Gelegenheiten sehr unangenehm fühlen würden. Der Schuhmacher, der uns Schuhe und Stiefel, der Riemer, welcher Zäume, Halftern und anderes Riemerwerk, der Handschuhmacher, der uns lederne Handschuhe und Beinkleider verfertigt, der Sattler, der Tapezier und andere Handwerker bedürfen des Leders, und dieses ist daher in der ganzen Welt ein wichtiger Handels-Artikel. Es wird aus den Häuten der Thiere gemacht, die schon in den frühesten Zeiten den Menschen zur Bekleidung dienten. Aber diese Bekleidung war in jenen Zeiten äußerst unbequem und mit mancherley unangenehmen und widrigen Umständen verbunden. Die Thierhäute wurden bloß an der Luft getrocknet, und dann zur Bedeckung des Körpers benutzt, wie dieß auch noch heut zu Ta-

ge bey vielen rohen, wilden Völkerschaften zu geschehen pflegt. Ihre Steifigkeit und Härte war nun sehr unbequem, und die Unreinlichkeit und der üble Geruch derselben konnte nicht anders als widrig seyn. Als die Menschen sich mehr ausbildeten und das Leben sich mehr bequem und angenehm zu machen suchten, dachten sie auch darüber nach, die Thierhäute besser zu bearbeiten, und sich dadurch eine bequemere Bekleidung zu verschaffen. So entstand die Gerberey, die Anfangs freylich sehr mangelhaft war, aber sich immer mehr vervollkommnete. In unsern Zeiten hat man es in derselben weit gebracht, ob man gleich nicht läugnen kann, daß an derselben auch noch vieles zu verbessern wäre.

Die Thierhäute bestehen aus einem fadenförmigen Gewebe, das mit mancherley Substanzen, z. B. mit thierischem Gallert, Blut und Fett, durchgezogen ist. Diese Substanzen schafft nun der Gerber aus den Häuten fort, und da hiedurch in den letztern kleine Oeffnungen entstehen, durch welche leicht Feuchtigkei-

ten dringen könnten, so wendet er verschiedene Mittel an, diese Oeffnungen so zu verengen, daß die Häute wieder dicht werden. Er bedient sich hiebey verschiedener Stoffe; ist er ein Roth- oder Lohgerber, so gebraucht er dazu die sogenannte Lohe, ist er ein Weißgerber, so wendet er dabey Alaun an, und ist er ein Sämisch-Gerber, so bedient er sich zu dieser Absicht des Fettes.

Der Roth- oder Lohgerber reinigt die Thierhäute, die er so bearbeiten will, daß daraus Leder wird, vor allem andern von Schmutz und allen Unreinigkeiten, schabt sie, und befreyt sie auf diese Weise von ihren Haaren. Ist dieses geschehen, so bringt er sie in die sogenannte Treib- oder Schwellfarbe. Dieß ist eine Mischung, die aus der sauern Brühe von der Eisenlohe und aus zerhackter Birkenrinde zusammengesetzt wird, und der, um ihre Kraft zu verstärken, bisweilen verschiedene Gährungsmittel, z. B. Roggen- oder anderes Mehl, Sauerteig, Tauben-, Hühner- oder Hundekoth u. d. m., zugesetzt werden. Die Häute schwellen in dieser

Brühe auf, werden von ihren innern Unreinigkeiten befreyt, und nehmen bereits einige Farbe an. Nun kommen sie in die Lohgrube, oder in hölzerne Gefäße, die in die Erde eingegraben sind, werden schichtweise hineingelegt, und Stück für Stück mit Lohe bestreut. Diese besteht gewöhnlich in fein zerstossener oder gepulverter Eichenrinde, welche in eigenen Mühlen, die man Lohmühlen zu nennen pflegt, zubereitet wird. Auch die Sägespäne vom Eichenholze, ferner Fichten- und Tannenrinde, und viele andere Gewächse, besonders aber die Wurzel von einer Pflanze, die Tormentille heißt, können als Lohe benutzt werden; ja die Versuche, die in England mit der Tormentillwurzel angestellt worden sind, haben bewiesen, daß dieselbe eine noch trefflichere Lohe gebe als die Eichenrinde. Die Lohe ist bey der Gerberey eine Hauptsache, denn eben durch ihre zusammenziehende Kraft werden die eröffneten Zwischenräume in den Häuten wieder verdichtet. Diese werden in der Lohgrube, wenn sie voll, und Wasser darüber gelassen ist, mit Bretern belegt und mit

ein Mittagsessen zu bereiten. Um den Kessel über das Feuer zu setzen, hätten sie, da es ihnen hiezu an Steinen fehlte, sich großer Stücke Salpeter dabey bedient. Dieser sey in Brand gerathen, und habe sich mit seinem Sande vermischt. Als das Feuer erloschen war, habe man auf dem Boden eine durchsichtige Masse gefunden, und sey hiedurch auf die Bereitung des Glases geführt worden. So viel ist gewiß, daß die Sidonier und Egyptier schon sehr frühe Glas bereiteten. Durch die Römer, welche Egypten eroberten, kam diese Kunst nach Italien, und verbreitete sich von daher weiter. Bey dem Ausgraben der Stadt Herculanum hat man unter andern auch Ueberbleibsel von Glas gefunden, aus denen hervorzugehen scheint, daß die Römer eben keine großen Meister in der Glasverfertigung waren.

Der Hauptstoff, der zu dem gemeinen Glase genommen wird, ist die Kieselerde, die deßhalb auch glasartige Erde genannt wird. Um sie leichtflüssiger zu machen und ihre Schmelzbarkeit zu befördern, setzt man zu derselben Salze,

besonders Laugensalze hinzu. Was man sonst noch beyfügt, dient bloß dazu, die Arbeit zu erleichtern und das Glas zu verbessern. Die größere oder geringere Güte des letzteren hängt von dem Grade der Reinigkeit der Kieselerde und von der Beschaffenheit und der gehörigen Mischung der übrigen Materialien ab, die mit derselben verbunden werden. Von dem gemeinen Glase gibt es zwey Hauptarten; die eine hat eine grüne, die eine eine weiße Farbe. Die letzte ist die bessere.

Die Werkstatt, in welcher Glas verfertigt wird, heißt Glashütte. Sie kann mit Vortheil nur da angelegt werden, wo sich die nöthigen Materialien vorfinden, und an Holz kein Mangel ist. Die Verfertigung geschieht auf folgende Weise: Das Gemisch von Sand oder Kieselerde und Asche, welche das erforderliche Laugensalz enthalten muß, wird in einen besonders dazu eingerichteten Ofen gethan, und vermittelst des Feuers ganz zerreiblich gemacht oder calcinirt, damit sich beyde Bestandtheile desto genauer mit einander verbinden können. Aus dem

Calcinir-Ofen bringt man es noch glühend in thönernen Gefäßen, die dem Feuer widerstehen, in den Schmelzofen. Nach 24 bis 36 Stunden ist die Masse gewöhnlich geschmolzen, und heißt nun Fritte. Den Schaum, der auf derselben schwimmt, nennt man die Glasgalle, und aus dieser kann der Glasblaser verschiedene Formen bilden. Um dieses zu bewerkstelligen, sind in dem Schmelzofen fensterähnliche Oeffnungen angebracht, durch welche man zu dem mit Fritte angefüllten Schmelzgefäßen kommen kann. Der Glasblaser steckt ein eisernes Rohr, die Pfeife genannt, welches unten einen hohlen Knopf und oben ein hölzernes Mundstück hat, durch jene Oeffnungen, nimmt mit der Kugel so viel Fritte auf, als zu seinem Zwecke nöthig ist, und bläst daraus eine hohle Kugel, aus welcher er durch Schwenken in der Luft, vermittelst einer Schere und anderer Werkzeuge, allerley Gefäße von beliebiger Form bildet. Zum Umbilden der Kugel bleibt Zeit genug übrig, weil die Masse nicht gleich erkaltet. Geschieht aber auch das letztere, so bringt sie der Arbei-

ter mit der Pfeife wieder in den Schmelzofen, wo sie bald wieder so weich wird, daß er sie nach Gefallen formen kann. Selbst die Glastafeln, welche zu Scheiben in Fenstern gebraucht werden, bläst man zu länglich-runden oder cylindrischen Gefäßen, breitet dann diese auf dem Boden eines besondern Ofens, welcher Streckofen heißt, platt aus, und läßt sie erkalten. Da nun die geformten Glasgefäße, wenn sie auf Ein Mahl erkalten, zu spröde, und folglich noch zerbrechlicher werden würden, so bringt man sie in thönerne Formen, welche in den Kühlofen gesetzt werden. Hier erkalten sie in einem mäßigen, nach und nach abnehmenden Grade der Hitze.

Aus dem gewöhnlichen grünen Glase, wozu schlechte Kieselerde und gemeine Asche genommen wird, macht man Bier- und Weinbouteillen, Zuckergläser u. d. m. Jetzt verfertigt man auch aus Basalt ein Glas, welches stärkere und dennoch leichtere Flaschen gibt. Wenn man der Masse des gemeinen Glases Eisenschlacken beymischt, so wird es schwarzbraun. Das

mit Bleyweiß und Leimwasser und zuletzt mit Oehlfirniß.

Das Bierbrauen.

Zu den gewöhnlichsten und beliebtesten Getränken, die durch den menschlichen Kunstfleiß aus Naturproducten bereitet werden, gehört besonders das Bier. Die Erfindung desselben fällt in die frühesten Zeiten. Schon die alten Egyptier kannten es, und der Römische Schriftsteller Tacitus erzählt, daß es bey unsern Vorfahren, den Germaniern, ein sehr gewöhnliches Getränke gewesen sey.

Aus Birkenknospen und Birkensaft, so wie aus den Sprossen oder jungen Zweigen vieler Nadelhölzer läßt sich ein Bier bereiten; aber gewöhnlich bräut man dasselbe aus den Getreidearten, besonders aus Gerste und aus Weitzen. Man könnte sagen, daß es nichts anders sey als ein Wein aus Körnern. Das Getreide, das dazu verwendet werden soll, wird in kaltem Wasser bis zu einem gewissen Grade aufge-

weicht, und dann in Haufen an warme Stellen gebracht. Hier entwickelt die darin enthaltene Feuchtigkeit in Verbindung mit der Wärme den Keim, daß er zu wachsen anfängt; sein Wachsthum wird indeß sogleich dadurch verhindert, daß man die Körner durch eine hervorgebrachte größere Wärme oder Hitze austrocknet. Dieses Geschäft heißt das Darren, und die dazu nöthigen Vorrichtungen nennt man Malzdarren, die gedorrten Körner aber Malz, das einen süßlichen Geschmack hat. Dieses wird nun geschroten oder in der Mühle zermalmt. Man muß hiebey viel Vorsicht anwenden, denn das Schrot darf weder zu grob, noch zu fein seyn. Das letztere wird hierauf in ein großes Gefäß gethan, und so viel warmes Wasser darauf gegossen, daß ein leicht zu bewegender Brey entsteht, welcher die Maische heißt. Diese wird nun stark umgerührt, damit sie nicht klumpicht bleibe. Hierauf läßt man sie einige Stunden ruhig stehen; die süßen Theile des Schrotes werden von ihr ausgezogen, und die oben befindliche Flüssigkeit wird sodann zum

land gebraut wird, einen vortrefflichen, pikanten Geschmack hat, und wie Champagner Wein berauscht; die Braunschweiger Mumme, die sehr stark, dick, schwarzbraun, süß und syrupartig ist; das Danziger Bier, Joppenbier genannt, das selbst nach Indien verfahren, und von vielen für das beste unter allen Bieren gehalten wird; das Hamburger und Merseburger Bier, welches letztere stark und bitter, und dabey ein sehr gesundes, magenstärkendes Getränke ist, das sich lange hält und weit verfahren werden kann; das Holländische, stark berauschende, aber nicht zum besten schmeckende Bier, Mollet genannt; das Englische, sehr starke Porterbier, das aber auch auswärts, z. B. in Stockholm, recht gut nachgemacht wird; das ausnehmend bittre, dabey helle, ziemlich durchsichtige und starke Zerbster Bier, das man für sehr gesund hält, und daher, besonders auf Holländischen Schiffen, bis nach Ostindien verfährt, und die Bayrischen Biere, die auch von

besondrer Güte und von angenehmen Geschmacke sind.

Für die arbeitenden Classen gibt es wohl kein nährenderes und kräftigeres Getränke als das Bier; aber nicht jedem Menschen bekommt es wohl. Auch dient nicht jedem jede Gattung von Bier.

Glas-Bereitung.

Die Erfindung der Kunst, Glas zu machen, gehört unstreitig zu den wohlthätigsten Erfindungen. Wann und wie und von wem sie gemacht worden sey, läßt sich nicht mit Zuverlässigkeit entscheiden, da sie in das hohe Alterthum fällt, wo es noch sehr an Mitteln fehlte, nützliche Nachrichten auf die Nachwelt zu bringen. Ein alter Schriftsteller, Plinius, erzählt, es hätten einmahl Afrikanische, nahmentlich Phönicische, Kaufleute auf ihren Schiffen Salpeter geführt, und an dem sandigen Ufer eines Flusses, in der Gegend von der Stadt Sidon, ein Feuer angemacht, um sich

ein Mittagsessen zu bereiten. Um den Kessel über das Feuer zu setzen, hätten sie, da es ihnen hiezu an Steinen fehlte, sich großer Stücke Salpeter dabey bedient. Dieser sey in Brand gerathen, und habe sich mit seinem Sande vermischt. Als das Feuer erloschen war, habe man auf dem Boden eine durchsichtige Masse gefunden, und sey hiedurch auf die Bereitung des Glases geführt worden. So viel ist gewiß, daß die Sidonier und Egyptier schon sehr frühe Glas bereiteten. Durch die Römer, welche Egypten eroberten, kam diese Kunst nach Italien, und verbreitete sich von daher weiter. Bey dem Ausgraben der Stadt Herculanum hat man unter andern auch Ueberbleibsel von Glas gefunden, aus denen hervorzugehen scheint, daß die Römer eben keine großen Meister in der Glasverfertigung waren.

Der Hauptstoff, der zu dem gemeinen Glase genommen wird, ist die Kieselerde, die deßhalb auch glasartige Erde genannt wird. Um sie leichtflüssiger zu machen und ihre Schmelzbarkeit zu befördern, setzt man zu derselben Salze,

besonders Laugensalze hinzu. Was man sonst noch beyfügt, dient bloß dazu, die Arbeit zu erleichtern und das Glas zu verbessern. Die größere oder geringere Güte des letzteren hängt von dem Grade der Reinigkeit der Kieselerde und von der Beschaffenheit und der gehörigen Mischung der übrigen Materialien ab, die mit derselben verbunden werden. Von dem gemeinen Glase gibt es zwey Hauptarten; die eine hat eine grüne, die eine eine weiße Farbe. Die letzte ist die bessere.

Die Werkstatt, in welcher Glas verfertigt wird, heißt Glashütte. Sie kann mit Vortheil nur da angelegt werden, wo sich die nöthigen Materialien vorfinden, und an Holz kein Mangel ist. Die Verfertigung geschieht auf folgende Weise: Das Gemisch von Sand oder Kieselerde und Asche, welche das erforderliche Laugensalz enthalten muß, wird in einen besonders dazu eingerichteten Ofen gethan, und vermittelst des Feuers ganz zerreiblich gemacht oder calcinirt, damit sich beyde Bestandtheile desto genauer mit einander verbinden können. Aus dem

Calcinir-Ofen bringt man es noch glühend in thönernen Gefäßen, die dem Feuer widerstehen, in den Schmelzofen. Nach 24 bis 36 Stunden ist die Masse gewöhnlich geschmolzen, und heißt nun Fritte. Den Schaum, der auf derselben schwimmt, nennt man die Glasgalle, und aus dieser kann der Glasblaser verschiedene Formen bilden. Um dieses zu bewerkstelligen, sind in dem Schmelzofen fensterähnliche Oeffnungen angebracht, durch welche man zu dem mit Fritte angefüllten Schmelzgefäßen kommen kann. Der Glasblaser steckt ein eisernes Rohr, die Pfeife genannt, welches unten einen hohlen Knopf und oben ein hölzernes Mundstück hat, durch jene Oeffnungen, nimmt mit der Kugel so viel Fritte auf, als zu seinem Zwecke nöthig ist, und bläst daraus eine hohle Kugel, aus welcher er durch Schwenken in der Luft, vermittelst einer Schere und anderer Werkzeuge, allerley Gefäße von beliebiger Form bildet. Zum Umbilden der Kugel bleibt Zeit genug übrig, weil die Masse nicht gleich erkaltet. Geschieht aber auch das letztere, so bringt sie der Arbei-

ter mit der Pfeife wieder in den Schmelzofen, wo sie bald wieder so weich wird, daß er sie nach Gefallen formen kann. Selbst die Glastafeln, welche zu Scheiben in Fenstern gebraucht werden, bläst man zu länglich-runden oder cylindrischen Gefäßen, breitet dann diese auf dem Boden eines besondern Ofens, welcher Streckofen heißt, platt aus, und läßt sie erkalten. Da nun die geformten Glasgefäße, wenn sie auf Ein Mahl erkalten, zu spröde, und folglich noch zerbrechlicher werden würden, so bringt man sie in thönerne Formen, welche in den Kühlofen gesetzt werden. Hier erkalten sie in einem mäßigen, nach und nach abnehmenden Grade der Hitze.

Aus dem gewöhnlichen grünen Glase, wozu schlechte Kieselerde und gemeine Asche genommen wird, macht man Bier- und Weinbouteillen, Zuckergläser u. d. m. Jetzt verfertigt man auch aus Basalt ein Glas, welches stärkere und dennoch leichtere Flaschen gibt. Wenn man der Masse des gemeinen Glases Eisenschlacken beymischt, so wird es schwarzbraun. Das

weiße Glas, woraus Bier- und Weingläser, Fensterscheiben, Spiegel und andere Sachen verfertigt werden, besteht aus einem reinen Kiese, aus Pottasche und einem Zusatze von Braunstein, welcher letztere es noch mehr reinigt. Auch setzt man etwas Kreide hinzu, um die Weiße zu erhöhen, und etwas Arsenik, um den Fluß zu befördern.

Die Spiegel bedürfen besonderer Arbeiten. Nur kleinere werden wie Tafelscheiben geblasen; größere hingegen gegossen. Dieß geschieht, indem man die Fritte auf einer Metallplatte ausgießt, über welche dann eine erwärmte metallene Walze hinweggerollt wird. Hierauf setzt man die gegossene Tafel in den Kühlofen, sodann in ein dunkles Zimmer, wo sie so gestellt wird, daß man sehen kann, ob sich Bläschen in der Platte befinden. Ist dieß der Fall, so wird sie mit einem Diamante in mehrere kleine Stücke zerschnitten, wobey man darauf sieht, daß die kleinern Spiegel keine Bläschen enthalten. Platten ohne alle Bläschen bleiben ganz. Sie geben die großen Spiegel, die verhältniß-

mäßig viel theurer sind als die kleinern. Alle gegossenen Spiegelplatten sind mehr oder weniger uneben, und keine ist so, daß sie ohne weitere Politur zu Spiegeln gebraucht werden könnte. Daher werden sie geschliffen. Zu dem Ende kittet man eine Platte auf einem Tische fest, eine andere gleich große aber auf einem Brete, legt beyde mit dazwischen gestreuten sehr feinem Sande oder Schmirgel auf einander, und reibt sie vermittelst eines Mühlwerks, oder mit den Händen hin und her. Wenn auf diese Weise alle Unebenheiten hinweggenommen sind, macht man Anstalt zum Poliren. Die obere Tafel wird abgenommen und an ihre Stelle ein mit Filz oder wollenem Tuche überzogenes Bret gelegt, welches mit feingeriebenem Bolus (einer Art Thonerde), dann mit geschlemmtem Trippel und endlich mit Zinnasche bestreut, und so lange über die Spiegelplatte hin und her gezogen wird, bis sie die gehörige Politur erhalten hat. Der Rand, oder die Façette, wird von Glasschleifern nachgeschliffen. Nun darf man nur, um einen vollendeten Spiegel zu ha-

ben, die eine Seite der Platte noch mit Zinnfolie belegen. Dieß geschieht auf folgende Weise: Der Stanniol oder die Zinnfolie, d. i. eine dünne, geebnete Zinnplatte wird auf einen glatten steinernen Tisch gelegt, und mit Queckſilber übergoſſen, welches ſich mit dem Zinne vermiſcht; dann wird die Spiegelplatte behuthſam darüber gelegt, und mit hinlänglichem Gewichte beſchwert. Binnen 24 Stunden iſt das in Queckſilber aufgelöſte Zinn an der Glasplatte angetrocknet, und ſo der Spiegel vollendet.

Die Spiegel werden nicht in Glashütten, ſondern in eignen Fabriken verfertigt. Die berühmteſte Fabrik dieſer Art war ehemahls zu Mûrano, im Venetianiſchen, wo alle Tafeln, wie noch jetzt, geblaſen wurden. Späterhin erfand man in Frankreich die Methode des Gießens, wodurch man weit größere Spiegel zu Stande bringt. Heut zu Tage findet man dergleichen Spiegelgießereyen zu St. Ildephonſe, in Spanien, in Churſachſen, im Brandenburgiſchen und an andern Orten In der Oeſtreichiſchen Monarchie iſt beſonders die

kaiserliche Spiegelfabrik zu Neuhaus bemerkenswerth.

In den Glashütten verfertigt man auch allerley gefärbte Gläser, und nimmt dabey Metallkalke zu den Farbestoffen. Die schlechte grüne Farbe des gemeinen Glases rührt hauptsächlich von den in dem Sande und in der Asche befindlichen Eisentheilchen her. Die gefärbten Glasmassen nennt man Glasflüsse, und man bedient sich ihrer zur Verfertigung künstlicher Edelsteine. Reines Krystallglas ist die Grundlage davon. Das Email gehört gleichfalls zu den gefärbten Gläsern. Mit zerstäubtem ungefärbtem Glase mahlte man ehemahls häufig auf Glas, indem man den aufgetragenen Glasstaub einbrannte.

X.

Anecdoten.

Man rühmte in Gegenwart des berühmten John Wilkes in London einen dortigen angesehenen Mann, daß er ein so fleißiger Kirchengänger sey, keine Predigt versäume, und immer sein Gebeth sehr eifrig verrichte.

„Da thut er auch sehr wohl daran, sagte Wilkes; er hat nie einem Armen einen Schilling gegeben, noch sonst etwas Gutes erwiesen; er muß also selbst für sich bethen; ein anderer wird es niemahls thun.“

In einer Gesellschaft suchte jemand den berühmten Torquato Tasso auf eine sehr unbescheidene Weise zu necken.

Taſſo erwiederte alle ſeine beleidigenden Anſpielungen nur mit einem verächtlichen Schweigen.

Einer aus der Geſellſchaft rief endlich ganz laut aus: Wer zu dergleichen ſchweigen kann, muß ein Thor ſeyn!

„Sie irren ſich", verſetzte Taſſo kaltblütig; „nur ein Narr hat nicht ſchweigen gelernt."

Woher mag es kommen, daß die unwiſſendſten Menſchen gewöhnlich die eitelſten und hochmüthigſten ſind? fragte jemand.

„Haben Sie nicht die Bemerkung gemacht", erwiederte der berühmte Engländer Johnſon, „daß die Blinden den Kopf weit höher tragen, als Leute mit guten Augen?"

Die Familie Bignon hatte, bis vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution, eine Art von ausſchließendem Rechte zu der Stelle

eines Bibliothekars bey den Königen von Frankreich sich zu verschaffen gewußt.

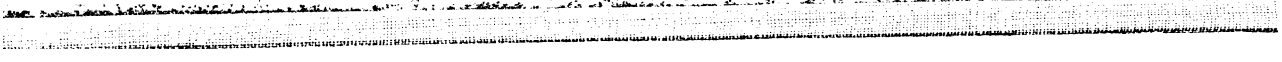
Der letzte dieser Familie war so unwissend, daß er kaum die verschiedenen Formate der seiner Aufsicht anvertrauten Bücher unterscheiden konnte.

Als er zum Bibliothekar ernannt worden war, sagte sein Oheim, Herr von Argenson, zu ihm:

„Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer neuen Stelle, mein lieber Neffe, das ist eine schöne Gelegenheit, lesen zu lernen.“

Auflösung der Räthsel.

1. Das Jahr. 2. Das Auge. 3. Gleichfalls das Auge. 4. Der Pflug. (Der Kaiser von China pflegt am ersten Tage eines neuen Jahres den Pflug zu führen, um dadurch dem Ackerbaue die ihm gebührende Ehre zu erweisen.)



ben, die eine Seite der Platte noch mit Zinnfolie belegen. Dieß geschieht auf folgende Weise: Der Stanniol oder die Zinnfolie, d. i. eine dünne, geebnete Zinnplatte wird auf einen glatten steinernen Tisch gelegt, und mit Queckſilber übergoſſen, welches ſich mit dem Zinne vermiſcht; dann wird die Spiegelplatte behuthſam darüber gelegt, und mit hinlänglichem Gewichte beſchwert. Binnen 24 Stunden iſt das in Queckſilber aufgelöſte Zinn an der Glasplatte angetrocknet, und ſo der Spiegel vollendet.

Die Spiegel werden nicht in Glashütten, ſondern in eignen Fabriken verfertigt. Die berühmteſte Fabrik dieſer Art war ehemahls zu Murano, im Venetianiſchen, wo alle Tafeln, wie noch jetzt, geblaſen wurden. Späterhin erfand man in Frankreich die Methode des Gießens, wodurch man weit größere Spiegel zu Stande bringt. Heut zu Tage findet man dergleichen Spiegelgießereyen zu St. Ildephonſe, in Spanien, in Churſachſen, im Brandenburgiſchen und an andern Orten In der Oeſtreichiſchen Monarchie iſt beſonders die

kaiserliche Spiegelfabrik zu Neuhaus bemerkenswerth.

In den Glashütten verfertigt man auch allerley gefärbte Gläser, und nimmt dabey Metallkalke zu den Farbestoffen. Die schlechte grüne Farbe des gemeinen Glases rührt hauptsächlich von den in dem Sande und in der Asche befindlichen Eisentheilchen her. Die gefärbten Glasmassen nennt man Glasflüsse, und man bedient sich ihrer zur Verfertigung künstlicher Edelsteine. Reines Krystallglas ist die Grundlage davon. Das Email gehört gleichfalls zu den gefärbten Gläsern. Mit zerstäubtem undgefärbtem Glase mahlte man ehemahls häufig auf Glas, indem man den aufgetragenen Glasstaub einbrannte.

X.

Anecdoten.

Man rühmte in Gegenwart des berühmten John Wilkes in London einen dortigen angesehenen Mann, daß er ein so fleißiger Kirchengänger sey, keine Predigt versäume, und immer sein Gebeth sehr eifrig verrichte.

„Da thut er auch sehr wohl daran, sagte Wilkes; er hat nie einem Armen einen Schilling gegeben, noch sonst etwas Gutes erwiesen; er muß also selbst für sich bethen; ein anderer wird es niemahls thun.“

In einer Gesellschaft suchte jemand den berühmten Torquato Tasso auf eine sehr unbescheidene Weise zu necken.

Taſſo erwiederte alle ſeine beleidigenden Anſpielungen nur mit einem verächtlichen Schweigen.

Einer aus der Geſellſchaft rief endlich ganz laut aus: Wer zu dergleichen ſchweigen kann, muß ein Thor ſeyn!

„Sie irren ſich", verſetzte Taſſo kaltblütig; „nur ein Narr hat nicht ſchweigen gelernt."

Woher mag es kommen, daß die unwiſſendſten Menſchen gewöhnlich die eitelſten und hochmüthigſten ſind? fragte jemand.

„Haben Sie nicht die Bemerkung gemacht", erwiederte der berühmte Engländer Johnſon, „daß die Blinden den Kopf weit höher tragen, als Leute mit guten Augen?"

Die Familie Bignon hatte, bis vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution, eine Art von ausſchließendem Rechte zu der Stelle

eines Bibliothekars bey den Königen von Frankreich sich zu verschaffen gewußt.

Der letzte dieser Familie war so unwissend, daß er kaum die verschiedenen Formate der seiner Aufsicht anvertrauten Bücher unterscheiden konnte.

Als er zum Bibliothekar ernannt worden war, sagte sein Oheim, Herr von Argenson, zu ihm:

„Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer neuen Stelle, mein lieber Neffe, das ist eine schöne Gelegenheit, lesen zu lernen.“

Auflösung der Räthsel.

1. Das Jahr. 2. Das Auge. 3. Gleichfalls das Auge. 4. Der Pflug. (Der Kaiser von China pflegt am ersten Tage eines neuen Jahres den Pflug zu führen, um dadurch dem Ackerbaue die ihm gebührende Ehre zu erweisen.)

JUN 2 0 12